

clv

Wolfgang Bühne

Die Ruhe der Rastlosen

clv

Christliche

Literatur-Verbreitung e.V.

Postfach 110135 • 33661 Bielefeld

1. Auflage 1996

© 1996 by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung

Postfach 110135 · 33661 Bielefeld

Dieses Buch ist eine Zusammenstellung aus den folgenden Büchern:

W. Bühne, Ruhe der Rastlosen (ISBN 3-89397-101-7) und

W. Bühne, Die Fessel der Freien (ISBN 3-89397-102-5)

Umschlag: Dieter Otten, Bergneustadt

Satz: Enns Schrift & Bild, Bielefeld

Druck und Bindung: Elsnerdruck, Berlin

ISBN 3-89397-780-5

Die Ruhe der Rast losen

Inhaltsverzeichnis

Kurt Becker	
Deserteur des Lebens	7
Willy Mones	
Im Griff der Angst	27
Alois Wagner	
Bis zum Ende des Regenbogens	41
Alfons Böllert	
Schnaps blieb nicht das letzte Wort	85
Nachwort	122

Ruhe der Rast losen

KURT BECKER

Deserteur des Lebens

Mein Name tut nichts zur Sache, denn diejenigen, die mich mit meinem Namen rufen, kann ich hier nicht hören; und die Leute, die ich höre, rufen mich nicht mit meinem Namen. Mein Alter wäre eine Lüge, denn die Winter, die ich verlebte, waren kälter, die Sommer heißer, die Herbste länger und die Frühlinge kürzer, als Jahreszeiten sind.

Meine Heimat suchte ich dort, wo die Sonne aufgeht. Aber kaum glaubte ich mich am Ziel, so verschwand sie am Horizont und ließ mich weiterirren in finsternen Nächten. Nun aber ist der Kreis geschlossen, und ich stehe wieder am Anfang.

Meine Füße sind wund von den Steinen, an die ich stieß, und meine Hände sind von einem elenden Ausschlag befallen, infiziert von den Dingen, die ich berührte, als ich blind nach dem Licht tappte.

Ich fühle mich müde, nur meine Gefühle sind unruhiger als je zuvor, denn ein Herz braucht länger, um zu sterben, auch wenn es eiskalt geworden ist.

Kein Tag verging, an dem ich nicht das Unrecht, die Gewalt, die Phrase und die Lüge triumphieren sah; und obwohl es mir gelang, mich von dem Haß als einem unreinen Gefühl freizuhalten, so spürte ich doch, wie sich die Zerstörung in meiner Seele langsam ausbreitete.

Ich bin Fremdenlegionär!

Der Vertrag fordert fünf Jahre Gehorsam, mit Ehre und Treue bis zum Tode. Meine eigene rechte Hand, wer immer sie auch führte, hatte mich verkauft.

Was bewegt einen Menschen dazu, in einem fremden Land, unter fremdem Namen, einer fremden Nation zu dienen und bereit zu sein, für sie zu sterben?

Die schwerste Strafe in der Legion trifft den Deserteur. Aber in Wirklichkeit ist jeder Legionär ein Deserteur, ein Deserteur des Lebens!

Jeder Legionär hatte schon einen Sprung in dem Kristall seines Lebens, bevor er zur Legion ging. Durch die Legion aber wurde dieser Sprung zu einem Riß, den meist nichts mehr kitten kann als nur der Tod.

Wir alle waren auf der Flucht – vor irgend etwas davongelaufen. Die einen vor Freiheitsstrafen oder finanziellen Schwierigkeiten, die anderen vor familiären oder sonstigen Problemen. Oder man flüchtete vor dem grauen Alltag! Eines aber hatten wir alle gemeinsam: Wir waren auf der Suche nach irgend etwas.

Leider fragen sich nur sehr wenige, was sie denn finden wollen. Und so greift man nach den erstbesten Dingen, die sich bieten, um den großen Durst zu stillen. So macht sich der Legionär das Leben leichter – und gleichzeitig schwerer.

Ich war an dieses Seil gefesselt. Ich weiß, wie tief es einschneidet, und wie fest die anderen die Knoten ziehen ... Aber ich sah auch, wie jeder Neuankömmling eine Frische mit sich brachte. Wenn ich auch bei vielen lange danach suchen mußte, so gelang es mir doch immer, eine Spur Menschlichkeit an ihnen zu entdecken. Ich freute mich so sehr darüber, daß es mich echt bestürzte, feststellen zu müssen, wie diese Züge immer mehr schwanden, – bis ihr Ausdruck tot erschien, bis ich mich fragte,

ob sie denn noch sie selbst waren oder nur eine Maschine, die jene Dinge erledigte, für die sie zusammengebaut wurde. Vollautomatisch und zu jeder Zeit funktionsfähig, solange, bis sie kaputtgeht.

Als ich anfang, über diese Dinge nachzudenken, begann ich, mich vor mir selbst zu fürchten.

Ich wollte aussteigen. Aber wie?

Zu diesem Zeitpunkt erlebte ich die sieben vergangenen Jahre noch einmal, seitdem ich als 14jähriger Junge von zu Hause durchgebrannt war. Diesmal nur in Gedanken, aber jedes einzelne Abenteuer hatte sich so tief eingepägt, daß mich sogar die Erinnerungen daran schmerzten. Es war eine höllische Qual, aber ich konnte nicht mehr aufhören, daran zu denken.

Ich zog durch die ganze Welt, passierte Grenzen illegal oder wurde abgeschoben – saß in verschiedenen Gefängnissen und Flüchtlingslagern, verdiente mein Geld durch Prospekte verteilen, Teller waschen, Zeitungen verkaufen, arbeitete als Barkeeper, Küchenjunge, Bäcker, Friseur, Ofenmonteur und Chauffeur – schlief in Hotels, zur Untermiete, auf Parkbänken, in Rohbauten und Kellern.

Ich fuhr Tausende von Kilometern per Anhalter und zog zwei Monate lang mit Zigeunern.

Die Höhen und Tiefen des Lebens erlebte ich in so extremer Weise, daß meine Gefühlswellen zur rauhen See wurden, zu einem tobenden Meer, in dem ich nicht mehr hatte, als ein lächerliches Floß – bald mit der Angst, daß es in Stücke gerissen würde, und bald mit der Freude, daß es den Wogen standhielt.

Aber Kurs hielt ich keinen, und versuchte ich es, so trieben mich starke Winde davon ab. Kam ich dann aufs Festland, so hatte ich mich an das Schaukeln so sehr

gewöhnt, daß mich nichts mehr zur Ruhe bringen konnte. Keine Droge, kein Mädchen. Nichts. Ich hatte alles versucht, aber früher oder später bin ich daran vorbeigegangen oder wieder fortgezogen worden.

Nichts war mir wertvoll, mit Ausnahme meiner Freunde.

Starin lernte ich in einem Flüchtlingslager bei Belgrad kennen. Wie er wirklich hieß, wußten wir nicht. Aber wir nannten ihn Starin, was zu deutsch »Freund« heißt, weil er uns allen ein echter Kumpel war, stets gutgelaunt und hilfsbereit.

Auf uns unerklärliche Weise schaffte er Dinge herbei, die man uns untersagte, weil man sie nicht für lebensnotwendig hielt. Es kümmerte uns auch nicht, woher er dieses oder jenes hatte, sondern wir waren einfach froh darüber. Mit 15 Jahren war ich der Jüngste, und daran änderte auch die Tatsache nichts, daß ich mich für 19 ausgab. Aber vielleicht wurde ich gerade deshalb sein bester Freund. Nach allem, was er für mich getan hatte, wollte ich ihm am Tage meiner Überweisung in ein anderes Lager meine Uhr schenken, welche ich trotz aller Durchsuchungen behalten hatte. Aber er sagte, er könne das nicht annehmen.

Noch am selben Tag erfuhr ich, warum Starin ablehnte: Er befand sich bereits zwei Jahre freiwillig in diesem Lager. Und er wollte nicht mehr vom Leben, als sein Feldbett neben dem abbruchreifen Kamin und die Lageration mit dem größten Stück Fleisch. Dafür gab er jedes Wort, das im Lager gesprochen wurde, an die Direktion weiter und setzte sorgfältig vorbereiteten Fluchtversuchen der aus dem Osten geflohenen Emigranten ein schnelles Ende, nachdem er sie dazu brachte, aus ihrer Vergangenheit zu erzählen.

Ich war nur fünf Wochen in diesem Lager, aber ich weiß, daß sich noch heute vier Männer in schwerer Haft in Polen und Ungarn befinden, weil Starin nicht mehr vom Leben will, als sein Feldbett neben dem abbruchreifen Kamin und die Lagerration mit dem größten Stück Fleisch.

Mahmud war Libanese. Er war 24 Jahre alt und in Beirut aus der Armee geflohen, weil er Krieg für Wahnsinn hielt. Wir trafen uns in Goriza, wo wir zusammen die jugoslawisch-italienische Grenze illegal überschritten, da weder er noch ich einen Paß hatten.

Für ihn schien nichts mehr im Leben schwierig, denn nun brauchte er nie wieder eine Waffe zu tragen. Er sagte in seinem guten Englisch zu mir: »Take this if you want!« (Nimm dieses, wenn du willst!) – und schenkte mir sein Klappmesser.

Dann erzählte er mir von seinem Land, von seinen Leuten. Wie gastfreundlich und strenggläubig sie seien. Niemals würde er einen Landsmann oder ein Landsmann ihn im Stich lassen. Er sagte: »Ich werde dich arabisch lehren, und wenn der Krieg vorbei ist, dann mußt du bei mir vorbeikommen, Beirut ist unvergeßlich!«

Doch die Italiener wollten ihn in sein Land abschieben. Aber noch in derselben Woche wurde er vor dem libanesischen Konsulat von drei Arabern, die aus seiner Heimat kamen, zusammengeschlagen, weil er nicht einer Meinung mit ihnen war.

Als ich ihn am Tage darauf im Krankenhaus von Padritchiano besuchte, bat er mich, ihm sein Klappmesser zurückzugeben. Als wir uns zum letztenmal die Hände schüttelten, murmelte er: »I m sorry!« (Es tut mir leid!)

Ja, und dann war da noch mein Vater.

Es war Heiligabend. Ich hatte gehört, daß er wieder

verheiratet war, genauso wie ich wußte, daß seine jetzige Frau nicht duldete, daß ich auch nur eine Nacht in seinem Hause zubrachte.

Aber kam ich von irgendwoher zu ihm, dann besorgte er mir ein Fremdenzimmer – ein Zimmer für Fremde. Irgendwo in der Vorstadt, denn dort war es billiger.

So besuchte ich auch damals meinen Vater, ohne sein Haus zu betreten. Ich stand eine Weile vor dem Fenster, indem ich den festlich geschmückten Raum sah. Es war kalt und es schneite. Aber allein dieser Anblick brachte mein Blut in Wallung. Ich konnte nicht hören, welches Lied er und seine Frau angestimmt hatten, und so ging ich in eine dem Haus gegenüberliegende Telefonzelle, wartete, bis der Gesang zu Ende war und wählte seine Nummer. »Dein Sohn wünscht dir eine frohe Weihnacht und ein glückliches neues Jahr!« Auf die Frage, wo ich denn im Augenblick sei, antwortete ich: »Weit weg von dir, Vater, und doch so nahe!«

Ich beobachtete, wie er sich mit der Hand auf den Tisch stützte, als er meinen Wunsch erwiderte und mich bat, bald wieder einmal nach Hause zu kommen.

Ich gab mir nicht mehr die Mühe, den Hörer wieder in die Gabel zu hängen, trat aus der Telefonzelle in die »Stille Nacht, heilige Nacht« – und war wieder allein.

Später lernte ich Bob kennen. Das heißt, zunächst wollten wir uns gar nicht kennen, denn wir stritten uns um den Platz in einem abgestellten Zug, der in einem kleinen Bahnhof in Nord-England stand und sich wunderbar eignete, die schon kalten Nächte darin zu verbringen.

Wir hätten ja nicht nur Platz für uns beide gehabt, sondern konnten noch eine ganze Cricket-Mannschaft einladen. Aber er war der erste, und als ich durch eines

der Fenster in den Waggon einstieg, wollte er mich unbedingt hinausjagen.

Er sagte: »Ist ein zweiter hier, so kommt ein dritter, wo drei sind, ist die Polizei nicht mehr weit.« Außerdem wollte er alleine sein. Dafür hatte ich allerdings überhaupt kein Verständnis. Nun, wir konnten uns auf menschliche Art nicht einig werden, und so begannen wir, nach »tierischen Regeln« Herr der Lage zu werden. Ich hatte Glück und er einen gebrochenen Kiefer. Diese Nacht verbrachten wir beide in dem Waggon, aber keiner konnte auch nur ein Auge zutun; er nicht der Schmerzen und ich nicht seines Jammers wegen. Am nächsten Tag mußte er ins Spital, und das bedeutete für Leute in der Lage, wie wir es waren, Schwierigkeiten, Geldprobleme und manchmal sogar Knast.

Das Gefängnis aber scheute Bob mehr als ein geregeltes Leben. Und so gingen wir, nachdem man ihm den Kiefer wieder einigermaßen hergestellt hatte, als Candyman arbeiten, um die Spitalkosten zu bezahlen. Er verkaufte Eiscreme und ich Dauerlutscher. Als wir die Summe beisammen hatten und ich merkte, daß die Sache mit den Dauerlutschern doch nicht so süß war, zog ich weiter. Bob aber blieb in seinem Fach, und heute besitzt er vier Wagen, die einen ganzen Bezirk mit Eiscreme und Süßigkeiten versorgen.

Patrice war italienischer Abstammung, in den Vereinigten Staaten aufgewachsen und als ich sie kennenlernte, schon drei Jahre in Holland seßhaft.

Ich traf sie in irgendeiner Straße, als sie mich fragte, ob ich »Stoff« bei mir hätte. Sie gefiel mir und deshalb log ich sie an und sagte »Ja«. Sie lud mich ein, zu ihr in die Wohnung zu kommen, aber Freundlichkeit und Hoffnung waren schnell verschwunden, als ich ihr gestand,

warum ich ihre Frage nicht wahrheitsgemäß beantwortet hatte. Ihr Wortschatz schien unerschöpflich, aber meine Geduld war unübertrefflich. Ich blieb still und unbewegt, bis sie merkte, daß ihre Demütigungen auf mich keinen Eindruck machten.

Schließlich ließ sie den Regen ihrer Probleme auf mich niedergehen. Ich wollte ihr helfen und besorgte ihr das, wonach sie verlangte, denn ich wollte sie glücklich sehen. Und diese Nacht war sie glücklich – und ich mit ihr. Aber ich wußte nicht, was es heißt, glücklich zu sein!

Ja, sie alle und hundert mehr, waren mir teuer geworden. Teuer, weil sie das einzige waren, was ich besaß. Sie waren die Flamme in mir, an der ich mich wärmte, und sie waren die Flamme, die mich verzehrte.

Und mittlerweile hatte es mich in die Fremdenlegion verschlagen. Sie konnte mir zwar eine Bleibe geben, aber sonst nichts. In mir war immer noch diese große Finsternis, eine Ungewißheit und das Verlangen nach dem Ende meiner Unruhe und Unzufriedenheit. Worin unterschied ich mich eigentlich von den anderen?

Als ich begann, abzuwägen, welche Vorteile und welche Nachteile mein Anderssein mit sich brachte, da fühlte ich mich wertlos. Was ist ein Mensch wert? Kann er an Wert zunehmen und kann er an Wert verlieren? Wie teuer bin ich selbst? Was macht den Wert des Menschen aus?

Mein Suchen nach Antworten auf diese Fragen wurde fieberhaft. Ich mußte die Lösung finden, denn ich ahnte, daß sich etwas verborgen hielt, was mir bei allen Erlebnissen noch unbekannt war. Dieses Gefühl, das Leben völlig ausgeschöpft zu haben, und der Gedanke, daß es nichts mehr gibt, was es nicht schon gab, verschwand plötzlich.

Von Zeit zu Zeit wurde mir gewisser, daß sich noch

irgend etwas für mich bereithielt, irgend etwas, was ich bisher nicht beachtet oder völlig übersehen hatte.

Da lag es schon für mich bereit, die Antwort auf meine Fragen, die wirkliche Freiheit, die Gewißheit und ein neuer Anfang. Alles stand schon in einer Person hinter mir und ließ mich auf wunderbare Weise den Kopf wenden!

Es war im März dieses Jahres, als ich nach viermonatigem Einsatz in Ostafrika zurück in die Garnison nach Korsika kam. Ich hatte zehn Tage Urlaub zur Umgewöhnung an das Klima bekommen.

Eines Abends fuhr ich mit zwei Kameraden in die Stadt, um – wie wir uns vornahmen – nach langer Zeit der von uns gern besuchten Bar des Calvi-Hotels einen Besuch abzustatten. Aber wir wurden enttäuscht, denn die Bar war geschlossen, das Hotel von den Deutschen gepachtet und uns, so sagte der Fahrer, wäre der Zutritt nicht gestattet. Das war uns Grund genug, erst recht hinzugeben.

Es war früh am Nachmittag, und außer Brigitte, dem Fräulein am Empfang, trafen wir niemand an. Sie aber bestätigte, was wir schon bei der Ankunft im Taxi hörten, bis auf eine Abweichung: anstatt uns den Eintritt zu verbieten, lud sie uns für den Abend ein.

Meine Freunde Fred und Paul kamen aus Holland und Sizilien, sprachen aber beide gut Deutsch, und wir erinnerten uns an einige Abende, die wir schon mit Touristen verbracht hatten, und so nahmen wir die Einladung an. Wir wußten, daß wir die einzigen Soldaten sein würden, waren darüber aber froh, denn wir hatten es satt, nur Uniformen zu sehen.

Als wir am Abend zurückkamen, war der Saal bereits gefüllt. Ich erinnere mich gut: In der Mitte stand ein bärtiger Mann mit einer Gitarre. Er lachte uns mitten ins

Gesicht und sang dabei: »Ich habe Freude in meinem Herzen ...«, und dann stimmte der ganze Saal ein: »Freude, Freude, Freude, Freude«, und wir konnten nichts anderes mehr empfinden.

Man brachte uns dann Stühle, und bescheiden, wie wir es gewohnt waren, wollten wir uns in die letzte Reihe setzen. Aber eine ältere Dame, die mir schon beim Eintreten aufgefallen war, weil sie ihre Freude nicht nur sang, sondern dabei auch noch in die Hände klatschte, wie ich es zuvor nur bei den Tiroler Holzfällerbuben sah, war gar nicht damit einverstanden, daß ich mit meinem Stuhl das Weite suchte. Sie packte mich kurzerhand am Arm, so daß ich gezwungen war, den Stuhl abzustellen, um mich darauf zu setzen und drückte mir ein Liederbuch in die Hand. Denn nach der Freude kamen noch die anderen Strophen des Friedens, der Liebe und der Ruhe, so daß ich mich fragen mußte, wie denn dies alles in einem Herzen Platz haben könnte.

»Die kommen aber ganz schön schnell in Stimmung«, sagte Fred, der Holländer, zu mir, und ich mußte ihm Recht geben. Aber da erst fiel uns auf, daß anstelle der üblichen Wein- und Bierflaschen Bibeln auf dem Tisch lagen. Nun, wir waren etwas verstört, denn daß dies kein Gottesdienst war, war uns klar, nur was sollten die Bibeln auf den Tischen?

»Ist nett von Euch, daß Ihr gekommen seid, vielleicht stellt Ihr Euch am besten gleich mal vor!« sagte der Bärtige. Er schien der Wortführer zu sein. Nach gelernter Manier stand ich auf und stellte mich vor. »Ich heiße Kurt und« – da war es passiert, daß ich mich mit meinem richtigen Namen vorstellte und nicht als Karl, wie man mich in der Legion ausgab. Die bringen einen ja ganz schön aus der Fassung!

Jetzt stellten sich auch meine beiden Freunde vor, und es war das erste Mal, daß ich nun auch ihren richtigen Namen kennenlernte, obwohl wir schon zwei Jahre beisammen waren! Seltsam, dachte ich. Aber da bekam ich auch schon von der Oma einen kräftigen Stoß in die Seite, weil ich ganz vergessen hatte, bei dem Lied mitzusingen, das der Bärtige inzwischen wieder angestimmt hatte.

Aber der Ton war einfach zu hoch für mich. So bewegte ich nur meine Lippen und begann dabei zu schwitzen: »Hoffentlich merkt Oma nichts davon!« Aber sie schmunzelte mich an, zwinkerte mit dem Auge und nickte dabei bedächtig mit dem Kopf – so wie es meine Mutter tat, als ich noch ein kleiner Junge war und mit jemandem über meine neuesten Lausbubenstreiche sprach.

Jetzt war wieder der Bärtige an der Reihe: »Wir wollen uns zum Gebet neigen.« Also doch ein Gottesdienst! Fieberhaft versuchte ich, mich an die Worte des Vaterunser zu erinnern, das ich irgendwann einmal in der Schule auswendig gelernt hatte. Jetzt bin ich blamiert, dachte ich, denn zwischen Vater, Himmel und Erde fehlte mir jeder Zusammenhang. Aber dann begann Oma zu sprechen. Was wohl in sie gefahren war? Sie bedankte sich bei irgend jemandem für die Schiffsreise, aber mit wem sprach sie überhaupt? Ich wagte nicht, meine Augen zu öffnen, obwohl es mich brennend interessierte. Aber vielleicht, dachte ich, beobachtet mich der Bärtige, und dann würde er wissen, daß ich kein Christ war. Ja, und dann wäre alles dahin. Sie würden mich nicht mehr als einen der Ihrigen betrachten, und meine Freude würde so schnell verschwunden sein wie sie kam.

»Gott, wir danken Dir, daß Du diese drei Legionäre zu uns geführt hast, und wir bitten Dich darum, daß sie Dich hier erkennen dürfen und zu Dir kommen und Du

ihnen ein neues, ewiges Leben schenkst!« Diese Worte kamen aus irgendeiner Ecke, und aus wessen Mund sie auch stammten, ich fand sie rührend. Aber das mit dem neuen Leben mußte wohl noch etwas warten, denn mein Vertrag in dieser Armee galt noch bis 1979.

Einer nach dem anderen begann für mich und meine Freunde zu beten.

Sie redeten so einfach und unkompliziert zu Gott, als unterhielten sie sich mit einem ihrer Freunde. Man konnte meinen, der Herr sitze hier im Saal, vielleicht auf einem freien Stuhl in der Ecke hinten oder er hatte den freien Platz des Bärtigen eingenommen. Oder war er in jedem einzelnen selbst zu finden?

Jeder dankte für etwas oder brachte seine Probleme, und die anderen bekräftigten ihre Anteilnahme durch ein lautes Amen. Sie baten den Herrn um Vergebung von Dingen, deren ich mich niemals schuldig gefühlt hätte. Und da begann ich, diese Leute zu beneiden. Wie rein und frei mußten sie innerlich sein, um für Dinge zu danken und zu beten, die ich als selbstverständlich ansah. Schon wollte ich auch auspacken, aber was würde der liebe, gute Gott sagen, wenn ich Ihm alles so hinwarf? Und was würden die Leute denken? Nein, das war unmöglich! Und so schwieg ich. Doch in diesem Augenblick wuch die erste Portion Freude von mir, und ich fühlte mich nicht mehr so ganz dazugehörig.

Aber dieses Problem sollte sich bald lösen, denn es blieb nicht bei diesem einen Abend. Jede freie Stunde verbrachten wir nun mit diesen Leuten. Immer wieder führten uns die Gespräche an den Punkt, den wir nicht fassen konnten: »Jesus Christus ist auferstanden!«

Je mehr ich über diese Behauptung nachdachte, desto nebensächlicher schienen mir alle anderen Lebensfragen.

Diese Christen waren sehr freundlich zu uns und deckten uns mit Traktaten und christlicher Literatur ein, die wir erst einmal beiseite legten.

Nur ein Buch hatte ich herausgegriffen, dessen Titel mich reizte: »Vom Knast zur Kanzel«. Sollte es Männer geben, die auf der Kanzel stehen und deren Vergangenheit nicht in der Absolvierung theologischer Seminare bestand, sondern die Außenseiter waren wie ich?

Was hatte ein Verbrecher von der Kanzel zu rufen? Noch bevor ich das Buch durchgelesen hatte, wurde in mir die Hoffnung wach, daß Gott auch mir diese Veränderung und Erfüllung schenken könnte.

Noch einmal blickte ich auf mein verpfushtes Leben zurück und stellte mich der Sinnfrage meines Lebens, die mich wieder eingeholt hatte. Es gab kein Vorbei mehr.

Einmal muß jeder von uns den Finger durch die Tapete des Lebens stecken und sich fragen: was ist denn eigentlich dahinter? Habe ich mein Leben gelebt oder habe ich es zerstört? Ist das eigentlich alles, was ich hier erlebe?

Obwohl ich sehr viel erlebt hatte, stellte sich auch mir die Frage: Ist das eigentlich alles, womit mich diese Welt füttern will?

Bin ich nur dazu da, um einigen Leistungsprozessen zu genügen? Und diese Frage nach dem Sinn des Lebens ist ja schließlich auch kein Zufall, sie ist uns auferlegt. Sie stellt sich einem jeden von uns. Solange wir diese Frage nicht beantwortet haben, solange diese Problematik ungelöst bleibt, weil wir sie beiseite schieben oder zu vergessen suchen – in der Arbeit, im Hobby, in Liebesaffären, im Alkohol, in Drogen oder auch wie ich, im Abenteuer – solange wir keine Antwort auf diese Frage haben, werden wir sie nicht aus der Welt schaffen, sondern diese ungelöste Sinnfrage wird unser Leben vernichten.

Und da kamen diese Leute mit ihrem Jesus zu mir und behaupteten: Die einzige Antwort, die auch dann noch Bestand hat, wenn alles andere umgefallen ist; wenn andere Immanenz-Antworten, d.h. von Menschen und deren Vorstellungen angebotene Antworten bis zu diesem Punkt erfahren worden sind, wo man dem Tod gegenübersteht, da behält der Recht, der im Absolutheitsanspruch der ganzen Welt zuzuft:

»Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben!« *Jesus Christus*. Die Schläue eines Bürgermeisters fiel mir ein, der sein Amt in einem kleinen Dorf ausübte. Es hatten sich dort zwei Frauen gestritten, und die erste ging zum Bürgermeister und erzählte ihm alles. Dieser hörte sich das an und meinte anschließend: »Gnädige Frau, wenn das so ist, dann muß ich Ihnen in diesem Streit Recht geben.« Die Frau war sehr erfreut, und strahlend ging sie nach Hause.

Aber kurz darauf kam die andere Frau herein und erzählte dem Bürgermeister alles aus ihrer Sicht. Wiederum hörte er sich alles an, und als sie ausgeredet hatte, meinte er: »Wenn das so war, gnädige Frau, dann sind Sie natürlich im Recht.«

Die Sekretärin, die dabeisaß, schüttelte den Kopf und meinte zum Bürgermeister: »Aber Herr Bürgermeister, das können Sie doch nicht machen. Sie können doch nicht beiden Frauen Recht geben!«

Da legte er seine Hand auf ihre Schulter und sagte: »Da haben Sie auch Recht!«

Ich glaube, daß wir gerade heute in dieser Gefahr leben, jedem Recht zu geben, nur um unsere Ruhe zu haben. Wir werden mit so vielen Informationen beschossen, daß viele von uns mehr und mehr das Bedürfnis haben, alle Kommunikationen abzuschalten, um wieder

einen emotionellen Freiraum zu erhalten. Aber wir können uns ihrem Einfluß nicht entziehen. Denken wir nur an Radio, Fernsehen, Illustrierte und Drucksachen. In uns schreit es laut: »Aufhören! Laßt mich doch endlich in Ruhe!« Wir können auf einmal nicht mehr auf neue Informationen reagieren, wir können sie nicht mehr in unser Leben integrieren, selbst wenn sie Tod oder Leben ausmachen.

Eine Folge dieser beängstigenden Entwicklung ist, daß sich die Art unseres Zuhörens geändert hat. Um uns vor der Flut des Lärms zu schützen, haben wir unbewußt ein psychisches Abwehrsystem entwickelt, eine Art Sieb oder Filter. Dieser Filter läßt automatisch nur die Informationen hindurch, die den Eindruck erwecken, daß sie uns helfen, unsere eigenen bedrängendsten Bedürfnisse zu befriedigen und unsere persönlichen Ziele zu erreichen.

Wir versuchen in einer von der Werbung versprochenen Lebensfreude zu leben. Aber wir sind nicht wirklich froh. Trotzdem wird uns weiter eingehämmert, daß das Produkt X und System Y uns glücklich machen. Haben wir dann zugegriffen und fühlen uns trotzdem nicht wohl, verzweifeln wir an uns selbst. Das darf aber kein anderer merken, und darum bemühen wir uns, unter allen Umständen nett, gepflegt und ausgeglichen zu wirken, egal wie einsam, leer und hoffnungslos wir uns fühlen. Wie man als der gewandte und aufgeschlossene Mensch der 80er Jahre aufzutreten hat, wird uns ja überall vorexerziert. Da jeder von uns durch Anschauungsunterricht weiß, wie man glücklich und ausgeglichen erscheint, wird das Gefühl der Einsamkeit noch schmerzhafter, wenn ich dem Nächsten begegne, denn auch er hat ja die Maske der Lebensfreude aufgesetzt.

Ich erkannte sehr bald, daß es hier um viel mehr ging, als mit einem »vielleicht haben Sie auch Recht« zu antworten. Zu lange war ich auf der Suche, zu oft hatten meine Finger ins Leere gegriffen, um einer letzten Täuschung zu erliegen oder um die gesuchte Wahrheit nicht zu erkennen.

Die Behauptung dieser Christen: »Jesus Christus ist auferstanden, Er lebt, Er ist uns näher als die Luft, die wir einatmen«, diese Behauptung war zu herausfordernd, um zu antworten: »Sie könnten ja Recht haben!« Entweder ist Jesus Christus eine Märchenfigur und die Christen sind Lügner, oder in diesem Mann ist Gott Mensch geworden. Dann haben die Menschen vom Islam bis zum Katholizismus soviel Tatsachen umgegraben, gepflanzt und ausgerissen, daß wir in diesem Chaos das Zentrale nur noch schwer erkennen können; so daß wir vor lauter Lügen und Irrlehren nur immer dann die Wahrheit erfahren, wenn wir uns Jesus Christus selbst zuwenden, wenn wir aufs Kreuz blicken.

Das Kreuz Jesu Christi war es auch, das mich besonders faszinierte. Denn dort wurde nach Gottes Aussage die Belohnung für mein Leben ausgezahlt. Die Belohnung für mein und unser aller Leben – der Tod!

Als ich die Kreuzigung in der Bibel las und einige andere historische Berichte über die Kreuzigung, da wurde mir dieses Geschehen sehr lebendig.

Es war mir zumute, als würde sich alles vor meinen Augen abspielen.

Der Verurteilte wurde, auf ebener Erde liegend, an den Querbalken genagelt. Bei der Annagelung wurden die Nägel zwischen den Knochen des Handgelenkes hindurchgetrieben und verursachten unerträgliche Schmerzen.

Dann wurde er auf dem gut drei Meter hohen Pfahl, der auf dem Strafplatz stand, hochgezogen. Danach trieb man einen langen Nagel durch die übereinanderliegenden Füße. Die Kleider des Gekreuzigten fielen dem Hinrichtungskommando zu. Die Gekreuzigten quälte furchtbarer Durst, rasende Kopfschmerzen und heftiges Fieber. Die Hängelage verursachte Atemnot, und der Verurteilte konnte dem Erstickungstod nur entgehen, wenn er sich, gestützt auf den Nagel, der die Füße durchbohrte, vorübergehend aufrichtete. Im abwechselnden Heben und Senken des Körpers, in Atemnot und Atemschöpfen, vollzog sich der Todeskampf.

Ich konnte nicht mehr sagen: Ich war damals nicht dabei. Keiner von uns kann das sagen, denn wenn Jesus damals schon für uns heute gestorben ist, dann kreuzigen wir Ihn heute noch seit damals, wir, die wir nichts von Ihm wissen wollen. Dann sind unsere Wünsche und Ziele, unsere Worte und Taten Hammerschläge auf einen der Nägel des Kreuzes. Dann ist unser gesamtes Leben, das wir ohne Ihn leben – unser Todesurteil.

Ich hatte bisher falsch gelebt, ich hatte Ihn verachtet, ich hatte zugeschlagen wie ein Wilder, und Er rief mir das zu, was Er uns allen zuruft: »Es tut mir weh! Jeder Hammerschlag, jeder Wunsch, jedes Ziel, jedes Wort und jede Tat ohne mich, all das tut mir weh, – aber Ich habe euch lieb! Ich habe dich lieb und möchte dich erretten!«

Mein Wunsch war es, dieses neue Leben, das mir von Jesus angeboten wurde und das einem jeden von uns zugedacht ist, anzunehmen. Ich begriff, daß dieser Jesus Christus auch mich meinte, daß Seine Worte auch mir galten, und daß Sein Tod auch mein Tod sein konnte, so daß durch Seine Auferstehung eine neue Persönlichkeit

in mir geboren werden konnte, ein neues Leben. Als mir bewußt wurde, daß ich jetzt sterben konnte, ein für allemal, und daß ich jetzt leben könnte, ein für allemal, daß dieser Jesus zu mir sagte: »Kurt, du bist ein Verbrecher, ein Sünder, aber ich habe dich lieb, ich möchte dich annehmen, ich möchte euch alle annehmen – kommt!«

Dieses Angebot erreichte mich während einer Manöverfahrt, auf der Ladefläche eines Lkws. Meine Hände hielten ein kleines Johannesevangelium, in dem ich während der Fahrt die Kreuzigungsgeschichte las.

Wer die Straßen in Korsika kennt, wird verstehen, warum ich jedes Wort siebenmal vor die Augen bekam.

Das Bild des Gekreuzigten stand auch noch vor mir, als ich das Evangelium zur Seite gelegt hatte. Ungeduldig erwartete ich den Abend, um ungestört mit diesem Herrn sprechen zu können.

Ich konnte nichts anderes mehr tun, als vor Ihm auf die Knie zu gehen und zu sagen: »Herr, hier bin ich, ich übergebe Dir mein Leben. Behalte alles von mir Zugefügte, Künstliche, alles falsch Aufgeputzte, und gib mir das, was natürlich ist; erfülle Du mich und übernimm Du die Herrschaft meines Lebens!«

Wieder kamen mir die Worte Jesu in den Sinn: »Wer an mich glaubt, der hat ewiges Leben.« Und wieder sah ich das Kreuz vor mir: dasselbe Kreuz, das uns als Zeichen so gut bekannt, aber als Lebensinhalt verbannt ist. Auf Türmen, an Wänden und am Hals liebt man es, aber in der Tat haßt man es. In Bekenntnissen und Lehrsätzen ist man ein Freund und in der praktischen Lebensgesinnung ein Feind des Kreuzes. Vielleicht ist mit nichts in der Welt eine solche Heuchelei getrieben worden, wie mit diesem Kreuz.

Dem einen ist es ein ehernes Götzenbild geworden, dem anderen ein magisches Wunderzeichen, dem dritten ein flammendes Kampfpanier, dem vierten ein kostbares Schmuckstück, dem fünften ein schwarzes Trauersymbol, dem sechsten ein verhaßtes Ärgernis. Und doch ist es weiter nichts als der Galgen, an dem Christus für mich gestorben ist.

Es erfüllte mich eine tiefe Freude, und ich wußte, daß mir vergeben war.

Ich begann nun in der Bibel zu lesen und zu verstehen; und mein Gebet ist seitdem, daß Gott mich zu einem Mann macht, der an »das Leben« glaubt und »nach dem Leben greift«, jederzeit und ohne Hast, aber auch ohne zu zögern.

Der weiß, daß das, was Gott ihm bereithält, gut für ihn ist, und der weiß, daß es sinnlos ist, auch nur in Gedanken zu begehren, was nicht für ihn gedacht ist.

Ein Mann, der an ein nutzvolles Durchleben aller seiner Tage glaubt, an eine sich lohnende Mühe und der sich deswegen dem anvertraut, der den Grund aller Dinge weiß. Mein Gebet ist, daß Gott mich zu einem Mann macht, der sich zu beherrschen versteht in seinen Leidenschaften und Interessen, in seinen Forderungen und seinen Launen; ein Mann, der es versteht, zu kämpfen und der gelernt hat zu leiden, für all das, was uns gegeben ist.

Der seine Feinde verabscheut und, wenn nötig, gewalttätig gegen sie vorgeht, wohl wissend, daß er selbst und das Übel seine einzigen Feinde sind.

Ein Mann, der es lernen möchte, mit aller Gewalt der Aufopferung und aller Regung seiner Gefühle, mit all seiner Intelligenz und aller Kraft, die ihm geschenkt wurde, Gott, seinen Herrn, zu lieben.

Und schließlich ein Mann, der auch zu sterben versteht, der weiß, was es bedeutet, sein Leben herzugeben: es nicht zu verlieren, sondern es gerettet zu haben; der weiß, daß nun das Eindringen der Vergänglichkeit in die Ewigkeit stattfindet.

Die Ruhe der Rast losen

WILLY MONES

Im Griff der Angst

Mit zehn Jahren war ich schon zum Alkoholiker programmiert, obwohl ich bis dahin nie einen Tropfen Alkohol getrunken hatte. Meine Eltern mußten heiraten, weil ich unterwegs war. In der französischen Schweiz erblickte ich das Licht der Welt, und nach zwei Jahren bekam unsere Familie weiteren Zuwachs: Ich bekam einen Bruder, den meine Mutter abgöttisch liebte. Soweit ich mich zurückerinnern kann, habe ich schon als kleiner Knirps gefühlt, daß ich nicht geliebt wurde. Ich kann mich nicht entsinnen, jemals eine Zärtlichkeit bekommen zu haben.

Als 1939 der Zweite Weltkrieg ausbrach, zog unser Familie nach Frankreich. Ich kam auch dort zur Schule und wurde als einziger Deutscher unter französischen Kindern ausgestoßen. Als »Saudeutscher« war ich bekannt und wurde als solcher behandelt. Wenn zum Beispiel der Fliegeralarm kam und die Lehrerin mit der Klasse in den Bunker lief, wurde ich von der Lehrerin zurück auf den Schulhof geschickt – im Bunker war kein Platz für mich. Bis heute habe ich die Angst nicht vergessen, die ich dort als Schuljunge vor den Angriffen der Tiefflieger hatte.

Schon in dieser Zeit litt ich unter entsetzlichen Alpträumen. Im ersten Traum war es dunkle Nacht. Ich stand auf einem Hügel, schaute ins Tal hinab und sah dort eine Ruine, deren Anblick in mir Entsetzen auslöste.

Hinter dieser Ruine gingen Tausende Drähte ins Nichts, und ehe ich mich versah, wurde ich in diese Drähte verwickelt und hin und her geschleudert.

Auch in dem zweiten Traum war es dunkel. Ich stand auf einem Balkon der zweiten Etage eines U-förmigen Hauses. Dieses Haus hatte keine Fenster, sondern nur rechteckige Löcher. Aus einem dieser Löcher kam eine verhüllte Gestalt heraus, die mit einem langen Dolch in der Hand hinter mir herlief und mich verfolgte. Von Angst gejagt floh ich, und als ich mich nach der Gestalt umschaute, verschwand sie in einem Loch. Als ich daraufhin in die Ferne sah, stand plötzlich eine Stadt am Horizont vor mir, mit vielen goldenen Türmen und Kuppeln. Sie glänzte in einer herrlichen Farbenpracht, so daß ich wie gebannt dorthin schaute, aber dann war der Traum plötzlich zu Ende.

Beide Träume träumte ich abwechselnd bis zu meinem dreizehnten Lebensjahr.

Bald marschierten die deutschen Soldaten in Frankreich ein, und wir wurden als Volksdeutsche zurück nach Deutschland geschickt. Wir zogen dann nach Wuppertal. Mein Vater wurde zur Wehrmacht eingezogen und nach Rußland geschickt, wo er 1943 vor Leningrad fiel.

In dieser Zeit, als Wuppertal den Angriffen der Engländer und Amerikaner ausgesetzt war, wurden wir Kinder ins KLV-Lager nach Jöstadt im Erzgebirge gebracht.

So wunderschön die neue Umgebung war, so brutal wurden wir selbst im Lager behandelt. Die Jungzugführer tyrannisierten uns, indem sie unsere Hilflosigkeit bestialisch ausnutzten. Eine besondere Freude bereitete es ihnen, uns des Nachts um vierundzwanzig Uhr zu wecken. Sie brüllten dann »Achtung!«, worauf wir in

Windeseile aus unseren Betten springen und strammstehen mußten. Danach wurden die Matratzen untersucht. Die Jungen, deren Matratzen naß waren, mußten sich ausziehen. Die Jungzugführer nahmen ihre Koppeln ab, zogen das Koppelschloß bis an das Ende des Riemens und schlugen dann voll auf uns ein, bis das Blut spritzte. Wenn sie besonders mies gelaunt waren, zogen sie uns in die Waschräume und schlugen uns mit ihren Fäusten die Nasen blutig. Zwei- bis dreimal in der Woche war ich unter den Unglücklichen. Können Sie sich meine Angst vorstellen? Nach dem zu Bett gehen raste ich oft zwanzigmal zur Toilette und hatte stündlich Furcht, um vierundzwanzig Uhr wieder unter den Opfern zu sein.

Am Ende des Krieges, kurz bevor die Russen kamen, wurden wir von der Lagerleitung allein gelassen. Nur noch eine Frau blieb bei uns, die Pilze zubereitete, die wir für unsere Mahlzeiten im Wald sammelten. Die Russen, die bald darauf kamen, waren sehr freundlich zu uns. Ich erinnere mich noch gut, wie sie mit einem alten Opel Kadett zu uns kamen und Schokolade und Bonbons austeilten.

Als zwölfjähriger Junge bin ich dann mit drei weiteren Freunden des Nachts über Leipzig, Halberstadt nach Bad Harzburg in den Westen geflohen. Nachdem wir schon die Grenzen zum Westen passiert hatten, gingen wir eine Straße entlang nach Bad Harzburg. Als wir dort ankamen, fragten uns ganz erstaunt und aufgeregt die Leute, woher wir kämen. Nachdem wir unseren Weg beschrieben hatten, schlugen sie ihre Hände über dem Kopf zusammen. Die Straße, die wir benutzt hatten, war total vermint. Ein amerikanischer Jeep kam dann und ein Offizier versorgte uns mit dem Notwendigsten, so daß wir in unsere Heimat zurückreisen konnten.

Als ich im August 1945 in dem zerbombten Wuppertal ankam, wartete ein neuer Schock auf mich. In der Wohnung meiner Mutter war Jubel, Trubel und Heiterkeit. Als ich die Korridor­tür aufmachte, stand ich einer Anzahl Schwarz­händler, Besatzungs­soldaten und Freun­dinnen meiner Mutter gegen­über. Der Alkohol floß in Strömen.

In meinem Elternhaus fanden die Schläge wegen der Bettnässerei ihre Fortsetzung. Meine Mutter schlug mich grün und blau, wenn es mal wieder passiert war. Wenn ich dann am anderen Morgen in meiner kurzen Hose zur Schule ging, konnten meine Schulkameraden die Spuren des Handfegers sehen, mit welchem meine Mutter die Prügel zu verabreichen pflegte. Grausam, wie Kinder manchmal sein können, fanden sie ihre Freude daran, dann noch auf die blauen und grünen Flecken zu treten. Meine Angst war oft so groß, daß ich mich beim Pausenbeginn außerhalb des Schulhofes versteckte, um am Ende der Pause wieder in die Klasse zu rennen.

In dieser Zeit kam mir zum erstenmal der Gedanke an Selbstmord. Ich wollte nicht mehr leben, aber ich wußte nicht, wie ich mir das Leben nehmen konnte.

Zu Hause war immer viel Besuch. Engländer und Deutsche trafen sich und machten Schwarz­handels­geschäfte, mit denen wir uns über Wasser halten konnten. Meine Mutter machte in dieser Zeit mehrere Herren­be­kantschaften und lebte eigentlich ihr eigenes Leben. Sie war sehr exzentrisch und nervös, alles war ihr zuviel und bei den kleinsten Kleinigkeiten konnte sie sehr ungehalten sein. So war es für mich schwer, mich als junger Mensch gesund und normal zu entwickeln. Die ganze Lebenssituation, die Angst, die Hemmungen, Minderwertigkeits­gefühle, Hilflosigkeit und Einsamkeit hatte

mein ganzes Verhalten geprägt und fehlgesteuert. Wenn ich dann einmal wieder alles falsch gemacht hatte, wußte mir meine Mutter nichts anderes zu sagen, als daß ich blöd und dumm sei. Sie ist nie auf den Gedanken gekommen, mit mir über mein Verhalten zu sprechen oder mir irgendwie Mut zu machen. Immer wenn ich nach Hause kam, überfiel mich die Angst, und ich fragte mich, wie meine Mutter wohl jetzt gelaunt sein würde. Es war ein entsetzliches Leben.

Ich möchte meine Mutter nicht schlecht machen. Sicherlich war auch sie ein Opfer ihrer Zeit, und sie hatte auch Momente, in denen sie gut war. Der Krieg hat auch in ihrem Leben Spuren hinterlassen.

Mit 14 Jahren begann ich in Mettmann eine Werkzeugmacherlehre bei der Firma Seibel. Jeden Tag fuhr ich die Strecke von Barmen nach Mettmann mit dem Zug. Abends saß ich dann in der Bahnhofswirtschaft bei einer Tasse Kaffee oder einem Glas Limonade, um auf den Zug zu warten.

Eines Tages kamen die Gesellen dazu und fragten mich, was für eine Memme ich sei, denn ein anständiger Mann würde doch Bier trinken. Zum erstenmal in meinem Leben bestellte ich mir daraufhin einen halben Liter Bier. Nachdem ich das Glas geleert hatte, spürte ich ein inneres Wohlbefinden, und ich fühlte mich frei von dem Druck, der auf mir lag. Von diesem Abend an bestellte ich mir keine Tasse Kaffee und keine Limonade mehr. Nach zwei Wochen reichte mir ein Glas nicht mehr, und es dauerte auch nicht mehr lange, bis ich meinen ersten Vollrausch hatte. Die Einsamkeit und die fehlende Geborgenheit zu Hause trieben mich immer mehr in die Wirtschaften.

Als ich dann als Geselle meine Stelle wechselte, lernte

ich einen Kollegen kennen, der mich für das Mundharmonikaspielen begeisterte. Wir kauften uns Instrumente, begannen zu üben und gründeten das »Asmuß-Mundharmonika-Trio«. Zuerst übten wir in einem Bierkeller und traten dann bei kleineren örtlichen Festlichkeiten auf. Nach fast jeder Veranstaltung waren wir blau. Unser Trio wurde bald auch über die Grenzen der Stadt hinaus bekannt, und wir wurden zu den verschiedensten Veranstaltungen gerufen. Einmal wurden wir sogar zu einer Aufnahme nach Düsseldorf eingeladen, wo wir in Peter Frankenfelds Fernsehsendung »Jeder kann mitmachen« auftraten.

Einen weiteren Schritt abwärts brachte mich die Tatsache, daß mich mein Mädchen, mit dem ich dreieinhalb Jahre gegangen war, mit einem anderen Mann betrogen hatte. Die ganze Welt und mein Leben erschienen mir nun völlig sinnlos. Ich trieb mich in den Nachtlokalen herum, und mein einziger Trost bestand darin, mich nach Feierabend volllaufen zu lassen. Jeder Rausch tat mir gut, die manchmal unangenehmen Nebenerscheinungen nahm ich in Kauf. Hauptsache, ich konnte vergessen. Mein ganzes Denken und Arbeiten, mein ganzes Leben richtete sich darauf, trinken zu können. Jeder normale Mensch kann dieses Prinzip eines haltlosen Menschen nicht verstehen.

Der Alkohol enthemmte mich völlig; ich, der ich früher ängstlich und zurückhaltend war, wurde zu einem Schläger und verlor jedes Empfinden für meine Mitmenschen. Auch die Polizei lernte mich in dieser Zeit besser kennen.

Als ich einmal in einer Kneipe an der Theke stand, stellten sich zwei achtzehnjährige Jungen links und rechts neben mich. Als ich mir dann ein Glas Bier bestell-

te, nahm mir mein linker Nachbar das Glas weg. Nachdem ich mir das zweite Glas bestellt hatte, nahm mir der andere junge Mann das Glas weg. Als mir dann auch noch das dritte Glas ausgetrunken wurde, stieg ein unbändiger Zorn in mir hoch, und ich sagte sehr deutlich: »Herr Wirt, das vierte Glas trinke ich!«

Nun kam, was kommen mußte. Einer der beiden Kerle wollte sich das vierte Bierglas nehmen, aber dann habe ich zugeschlagen und beide verhauen. Zuletzt schmiß ich sie durch die Pendeltüre nach draußen auf die Straße, worauf der Wirt die Polizei rief.

Als die Polizei kam, lief ich aus der Kneipe nach draußen und stellte mich gegen die Hauswand. Der junge Polizist, der auf mich zukam und mir heftig vor das Schienbein trat, war dann als nächster dran, und seinen beiden Kollegen ging es nicht besser, alle drei bezogen ihre Prügel.

Das war eigentlich für meine Person ein Ding der Unmöglichkeit, aber durch den Alkohol, den ich getrunken hatte – ich war nur angetrunken – ist bei mir irgendwo eine Sicherung durchgebrannt und dann hat's gekracht.

Die Folge davon: drei Monate Gefängnis und 210 DM Geldstrafe wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt und Körperverletzung.

Eines Tages, als meine Mutter mal wieder geheiratet hatte und ich vorübergehend bei ihr in Ronsdorf wohnte, traf ich auf der Straße einen Staubsaugervertreter, der mir von früher bekannt war.

Er begrüßte mich und fragte: »Wie geht es dir, Willy?« Ich antwortete: »Mir geht es schlecht; ich bin beleidigt, weil ich den Kanal noch nicht richtig voll habe.«

Dieser Mann lud mich dann zu sich nach Hause ein,

um mir einen auszugeben. Ich rechnete natürlich mit einer zünftigen Sauferei und war völlig verwirrt, als ich mich wenige Minuten später an einem sauber gedeckten Kaffeetisch wiederfand. Nach dem Kaffeetrinken legte mir der Vertreter einen Stapel »Rettungen« vom Blauen Kreuz (Bund zur Rettung Trunksüchtiger) unter die Nase. Ich war völlig von den Socken und wurde zudem noch zu der Männerstunde des Blauen Kreuzes eingeladen.

Nach dem ersten Besuch der Männerstunde war ich sogar bereit, die Verpflichtung zu unterschreiben, ein Jahr lang keinen Alkohol zu trinken. Nach sechs Wochen fühlte ich mich schon so stark, daß ich glaubte, einen Trinker aus der Wirtschaft herausholen zu können. Dieser Mann verstand es allerdings hervorragend, mich in der Kneipe festzuhalten und mich am Biertisch festzunageln. Somit war der erste Rückfall geschehen.

Als ich dann mal wieder in den Männerkreis ging, sagte man mir, daß ich mit Jesus Christus klare Sache machen müßte, wenn ich nicht vor die Hunde gehen wollte. Ich sollte einfach einmal beten, auch wenn es mir sehr dumm vorkommen würde. »Nun«, dachte ich, »versuchen kannst du es ja einmal, es kostet ja nichts.«

Als ich dann abends zu Bett ging, wollte ich beten. Ich begann mit den Worten »Lieber Herr Jesus ...«, aber weiter kam ich nicht, denn ich sah plötzlich entsetzliche Fratzen vor meinen Augen. Ich sprang aus dem Bett und lief zu meinem Hausarzt in der Befürchtung, daß ich mich in einem Delirium befände. Doch der Arzt riet mir, einen Seelsorger aufzusuchen.

Beim nächsten Männerabend wurde ich natürlich gefragt, ob ich gebetet hätte. »Ich bete nicht mehr«, sagte ich, denn die Angst davor überwältigte mich. »Dann werde

ich mit dir beten«, sagte ein Blaukreuzler. Obwohl ich mich mit Händen und Füßen wehrte, blieb er unerbittlich. Wir gingen in ein Nebenzimmer, und dort betete der Mann für mich. Ich kann kaum beschreiben, was sich dabei in meinem Inneren abspielte, ich hatte das Gefühl, daß jeden Augenblick eine Explosion in mir geschehen müsse.

Wenn ich nach diesem Gebet auch ruhiger wurde, so wurde ich doch bald wieder rückfällig. Die Blaukreuzler rieten mir nun dringend, eine Heilstätte aufzusuchen. Nachdem ich mich lange dagegen gewehrt hatte, machte ich in der Heilstätte »Siloah« in Lintorf bei Düsseldorf eine halbjährige Kur.

Nach sechs Monaten kam ich als »geheilt entlassen« wieder zu meiner Mutter. Sie stellte mich in ihrem Laden an, in dem auch Spirituosen verkauft wurden. Sechs Wochen lang ging alles gut, bis ein Vertreter mir ein kleines Fläschchen Schnaps in die Tasche schob. Mit gemischten Gefühlen nahm ich das Geschenk an und leerte die kleine Flasche. Damit waren alle guten Vorsätze vergessen.

Wenn meine Mutter dann um acht Uhr dreißig im Geschäft erschien, hatte ich schon eine Flasche Schnaps geleert, denn ich mußte schon um sechs Uhr die Zeitungen auslegen und die ersten Kunden bedienen. Eine Zeitlang entdeckte meine Mutter die Lücken in den Flaschenreihen nicht, aber als ich immer mehr trank, wurde ich so auffällig, daß mich meine Mutter aus dem Laden warf.

So stand ich wieder auf der Straße. Bei Alfred, dem Blaukreuzler, fand ich bis zur nächsten Kur ein Zuhause.

Die nächste Kur fand in der Haslachmühle statt. Die ersten vier Wochen überstand ich recht gut. Danach machte ich mit einem Patienten einen Spaziergang. Wir kamen an einem großen Bauernhof vorbei. Dort bot man

uns Most an. Meiner Erinnerung nach war Most ein alkoholfreies Getränk, und so nahmen wir dankend das Angebot an. Der Most schmeckte ausgezeichnet, und erst nachdem ich einen Liter davon getrunken hatte und an die frische Luft kam, merkte ich, daß dieses heimtückische Getränk Alkohol enthielt. Angetrunken machten wir uns auf den Heimweg. Unglücklicherweise fing mein Mitpatient auch noch an zu singen, so daß wir im Heim auffielen und am nächsten Morgen unsere Koffer packen mußten. Allerdings bekam ich nach einigen Wochen von Dr. Rieth, dem Leiter der Haslachmühle, einen Brief, in dem er mir anbot, die Kur fortzusetzen. So durfte ich dort sechs Monate bleiben. In dieser Zeit konnte ich manches lernen. Dr. Rieth war ein entschiedener Christ und hat mir sehr geholfen. Am Ende der Kur holte mich Alfred ab und nahm mich wieder in seine Familie auf.

Vier Monate ging es gut, aber dann zog es mich wieder in die Wirtschaften. Ich wollte leben, tanzen, Mädchen kennenlernen und so weiter. In einem Tanzlokal lernte ich auch sofort ein Mädchen kennen. Ich bestellte ihr ein Glas Wein, mir selbst aber eine Cola. Doch da protestierte sie und bat mich, doch auch ein Glas Wein zu trinken. So kam, was kommen mußte. Ich fürchtete die Blamage und wagte nicht zu bekennen, daß ich Alkoholiker war – und der nächste Rückfall war da.

In den folgenden Tagen betrank ich mich bis zur Besinnungslosigkeit. Nachdem ich einige Tage und Nächte im Alkoholrausch verbracht hatte, ging ich einige Zeit arbeiten. Doch überall entstanden Schwierigkeiten, weil ich wie besessen auf Alkohol war.

Um endlich frei zu werden, entschied ich mich, meinen Urlaub in der Haslachmühle zu verbringen. Jedoch am Zielbahnhof angekommen, war ich schon wieder

betrunken und wagte nicht, die Heilstätte zu betreten. So ging ich in ein Hotel und nahm erst einmal ein Bad. Stunden später wurde ich in der Badewanne von einem Klempner geweckt. Ich war eingeschlafen, und die Hotelleitung hatte die Tür aufbrechen lassen, weil sie Schlimmes befürchtet hatten. Beinahe wäre ich also im eigenen Badewasser ertrunken.

Nach diesem Schreck suchte ich eine Bar auf und lebte einige Tage mit einer Bardame zusammen, bis mein Urlaub dem Ende entgegenging. Als ich in den letzten Tagen in Ravensburg in einem Lokal saß, stand plötzlich Dr. Rieth vor mir. Ich schämte mich fast zu Tode, folgte aber Dr. Rieth zur Heilstätte. Ich werde nie das grölende Gelächter der Patienten vergessen, mit dem ich dort empfangen wurde. Mit einem Schlag war die ganze Lebensangst und Hoffnungslosigkeit wieder da.

Nach wenigen Tagen kam ich, von fürchterlichen Entzugserscheinungen geplagt, hilflos und geschlagen zu Hause an. Auch dieses Mal nahm mich Familie Alfred Topf wieder auf. Sie erbarmten sich über mich, obwohl ich sie so oft enttäuscht hatte. Ihr Christsein hat mich immer tief beschämt und mir meine Verlorenheit deutlich gemacht. Sie und viele Blaukreuzler kümmerten sich selbstlos um mich.

Wie gut es mir tat, trotz meiner Schuld von diesen Christen geliebt zu sein, kann ich kaum in Worte fassen.

Aber die Sucht war stärker. Mein Körper verlangte nach Alkohol, ich bekam Schweißausbrüche, Angstzustände und begann so sehr zu zittern, daß Bett und Schrank wackelten, wenn ich morgens aufstand. Erst wenn ich die Schnapsflasche am Mund hatte, hörte das Zittern auf. So kam es, daß ich schon eine Flasche Alkohol getrunken hatte, wenn ich am Arbeitsplatz erschien.

Dort hatte ich eine Flasche im Kleiderschrank und eine Flasche im Werkzeugschrank am Arbeitsplatz stehen. Auf diese Weise konnte ich mich noch einige Monate durchschlagen.

Doch eines Abends, ich war nur ein wenig angetrunken, kam mir der Gedanke: »Mach Schluß, es hat doch keinen Sinn mehr.« Ich war derart verzweifelt und leer, daß mir der Tod als ein Geschenk vorkam. Ich lief die ganze Nacht durch Wuppertal und faßte den Entschluß, mir das Leben zu nehmen. Um sicher zu gehen und nicht als Krüppel weiter zu leben, suchte ich eine Brücke in der Nähe des Elberfelder Hauptbahnhofs auf, unter welcher die Züge herfuhrten. Dort wollte ich hinunterspringen, um dann von einem Zug überfahren zu werden.

Ich schaute mich noch einmal um, kein Mensch war zu sehen. Aus der Richtung Köln sah ich den Zug kommen. Als er nahe genug war, wollte ich gerade auf das Geländer klettern, um hinunterzuspringen, als mir plötzlich jemand auf die Schulter klopfte. Erschrocken drehte ich mich um und sah einem Mann ins Gesicht, der für seine Zigarette Feuer haben wollte.

Der Mann ging weiter, der Zug war weg, und eigenartiger Weise war ich jetzt nicht mehr in der Lage, hinunterzuspringen. Diese geistige Leere, der Zustand der totalen Gleichgültigkeit war auf einmal verschwunden. Was blieb, war die Sucht nach Alkohol.

Ich geriet nun in einen depressiven Zustand, war wie abwesend und nicht mehr ansprechbar. Meine Bekannten schüttelten nur noch den Kopf, wenn sie mich sahen.

Nach einigen Wochen war es dann wieder so weit, daß ich endgültig Schluß machen wollte. Diesmal wollte ich nicht daran gehindert werden. Ich schloß mich in mein Dachzimmer ein und warf den Schlüssel unter

mein Bett. Dann knüpfte ich zwei Krawatten zusammen, machte eine Schlinge daraus, prüfte sie auf ihre Festigkeit, stieg auf einen Stuhl und befestigte die Schlinge an einem Balken. Dann steckte ich meinen Kopf durch die Schlinge und sah noch einmal durch das Dachfenster nach draußen. Nun war es so weit. Doch als ich mit meinen Füßen den Stuhl unter mir wegstoßen wollte, schoß mir der Gedanke durch den Kopf: »Jesus, wenn das wahr ist, daß Du lebst, dann hilf mir jetzt!«

Wie ich aus der Schlinge herausgekommen bin, weiß ich nicht mehr. Ich kann mich nur noch erinnern, wie ich unter das Bett kroch und nach dem Schlüssel suchte und dann die Türe aufschloß und nach draußen lief. Als ich dann an einer Wirtschaft vorbeikam und der Biergeruch in meine Nase stieg und die ganze Macht der Sucht in mir hoch kam, habe ich laut gerufen: »Jesus, Du hast mir den Kopf aus der Schlinge gedrückt, jetzt mußt Du mich auch an den Kneipen vorbeibringen.« Und dann bin ich im Dauerlauf an den Kneipen vorbeigerast und bis nach Oberbarmen zu einem Blaukreuzler gelaufen. Als dieser Mann mir die Türe öffnete, erschrak er. Ich muß wohl einen entsetzlichen Gesichtsausdruck gehabt haben. Total erschöpft habe ich dort erst einmal lange geschlafen.

Von diesem Tag an habe ich keinen Alkohol mehr getrunken. Mir wurde klar, daß Jesus Christus mich gerettet hat und daß Er eine absolute Realität ist.

Mein Leben wurde mit einem Schlag anders, ja ich begann zu leben, ein Jubelschrei der Freude überkam mich: »Jesus lebt, Jesus lebt!« Ich hatte keine Angst mehr, ich wußte nun, Jesus Christus ist am Kreuz auch für mich gestorben, ist dort auch für meine Sünden und meine Sucht gerichtet worden und hat den Preis für meine Erlösung bezahlt.

Nach meiner Umkehr habe ich noch manch harte Stunden erleben müssen. Die Entzugserscheinungen waren oft grausam. Ich erinnere mich noch gut, wie ich durch Oberbarmen ging und auf einmal das Zittern wieder anfing. Meine Zunge klebte an meinem Gaumen, der Schweiß brach aus und mir wurde schwarz vor Augen. In diesem Augenblick habe ich mich mit letzter Kraft an einer Säule festgehalten und gebetet: »Herr Jesus, lieber will ich hier sterben, als noch einmal rückfällig zu werden. Hol mich lieber zu Dir, als daß ich wieder anfangen zu trinken.«

Nach diesem Notschrei zum Himmel verlor ich die Besinnung und fiel zur Erde. Als ich wieder zu mir kam, standen viele Leute um mich herum. Sie halfen mir wieder auf die Beine, und nach kurzer Zeit konnte ich langsam weitergehen.

Jahre sind seitdem vergangen. Im Blauen Kreuz habe ich in der Arbeit an Alkoholikern mithelfen dürfen und neun Jahre Jugendarbeit gemacht. Bis heute darf ich meinem Herrn dienen: Gerettet sein bringt Rettersinn.

Die Bibel ist zum kostbarsten Schatz meines Lebens geworden.

Jesus Christus hat mir, dem einst hoffnungslosen Säufer, eine Frau und eine liebe Tochter geschenkt. Er, der Sohn des lebendigen Gottes, der eine erlebbare Realität ist, hat bis heute mein Leben bewahrt. Nicht eine Sekunde meines Lebens möchte ich mehr ohne Jesus Christus sein. Er ist ein wunderbarer Erretter, für den es keine hoffnungslosen Fälle gibt und dem zu vertrauen sich lohnt.

»Denn ich schäme mich des Evangeliums nicht, ist es doch eine Gotteskraft, die jedem, der da glaubt, die Errettung bringt« (Röm. 1,16-17).

Die Ruhe der Rast losen

ALOIS WAGNER

Bis zum Ende des Regenbogens

Null: Talking New York (1982)

*»Ich schlenkerte meine alte Gitarre,
sprang in eine U-Bahn-Karre,
und nach einer schlingernden ratternden Fahrt
bin ich wieder rausgetrabt:
Greenwich Village.«¹*

Es war schon spät am Nachmittag, als wir die Fifth Avenue Richtung Greenwich Village hinunterschlenderten. Wir wollten noch vor Einbruch der Dunkelheit mit der Staten-Island-Fähre von der Südspitze Manhattans nach Staten Island und zurück fahren. Bald waren wir am Washington Square angelangt, dem Zentrum von New Yorks Künstler- und Bohemeviertel Greenwich Village.

Ich fühlte mich eigenartig. Hier, am Washington Square – ich konnte meinen Begleitern genau den Vorsprung der Steinbrüstung zeigen, an dem ich damals saß – hatte ich vor achteinhalb Jahren eine Begegnung gehabt. Eine Begegnung, die mein Leben verändern sollte. Mein Denken und Handeln, mein Fühlen und Wollen, meine Gegenwart und Zukunft, ja selbst meine Vergangenheit sollte völlig umgestürzt werden.

¹ Bob Dylan 1962 (Übers.: C. Weissner)

Eigentlich war es nur eine Begegnung mit einer alten Frau, und eigentlich hatten wir direkt kein einziges Wort gewechselt und eigentlich hatte ich diese Begegnung sofort wieder vergessen – für eine Zeit ...

»Jetzt komm schon, es wird bald dunkel!« Meine Schwester und mein Schwager wollten weiter zur Staten-Island-Fähre und hatten wenig Verständnis für das, was mich mit diesem Platz verband. So ließen wir den Washington Square und sein Menschengewoge hinter uns. Die Sonne stand tief, und wir hatten noch ein gutes Stück zu gehen.

Eins: I'm so restless (1960 – 1970)

*»He, Herr D(ylan), soll ich vielleicht
ein Bauer, ein Cowboy, ein Typ vom Land sein,
der morgens aufsteht, sein Tagwerk verrichtet,
und all seine Sorgen hinter verschlossenen Türen läßt,
bei seinem Mädchen liegt und Gitarre spielt?
O ich weiß, was du meinst, und es hört sich gut an,
aber, Herr D., ich bin so ruhelos.*

*He, Herr L(ennon), soll ich vielleicht schreien,
den Mond anheulen, wenn ich den Boden unter den Füßen
verliere,
allen Besitz weggeben, zu mir selbst finden,
ein Muster geistiger und körperlicher Gesundheit?
Aber mir reicht es bis heute noch von diesem Indientrip,
und ich weiß was du meinst, und es klingt wirklich gut,
aber, Herr L., ich bin so ruhelos.«²*

² Roger McGuinn 1973

Mönstetten ist ein kleines schwäbisches Bauerndorf und hat seinen Charakter in den letzten Jahren nicht wesentlich verändert. Dort wurde ich 1953 geboren und dort habe ich als ältestes von sechs Kindern auf dem Hof meiner Eltern die ersten zehn Jahre meines Lebens verbracht.

Meine Erinnerungen gehen bis ins vierte Lebensjahr zurück. Drei Dinge haben mir in dieser Zeit Angst und Entsetzen eingeflößt: Eine uhrwerkgetriebene Katze aus Blech, mein Onkel Leopold in seinem uniformartigen grünen Jagdanzug und eine überlebensgroße Holzfigur »Christus an der Martersäule« im Empfangssaal des barocken Pfarrhofes in Zaisertshofen, wo mein Großonkel Alois Mendle als katholischer Pfarrer residierte.

Die Katze ist auf irgendeinem Müllplatz wohl längst verrostet, mein Onkel Leopold ist immer noch passionierter Jäger, hat sein Faible für grüne Jagduniformen inzwischen aber abgelegt, und mein Großonkel Alois Mendle ist nicht mehr in Zaisertshofen, sondern in Pension und betet den Fernexorzismus über mich.

Ich kann eigentlich nicht sagen, daß diese drei deutlich im Gedächtnis haftenden kindlichen Erfahrungen der Angst irgendwie ein Signal setzten für eine spätere extreme Lebensangst – im Gegenteil, ich habe mich selbst (was natürlich keineswegs objektiv ist) immer als relativ fröhlicher und optimistischer empfunden als meine Freunde und Mitschüler und habe ihre bis hin zu Depressionen gehenden Ängste nie richtig nachvollziehen können.

Andererseits wurde ich schon früh von einer fiebrigen Unruhe getrieben, war nie mit meinen Lebensumständen zufrieden, wollte immer mehr (und wußte doch nicht, wovon), immer etwas anderes, eine tiefere Befriedigung (doch kann ich mich nicht erinnern, je befriedigt

gewesen zu sein), ein bleibenderes Glück (doch war ich nie wirklich glücklich). Ich war bestimmt und geprägt, ja war erkrankt an einer drängenden, pulsierenden, jagenden Rastlosigkeit, mit der ich dem Ende des Regenbogens nachlief.

Ich meine damit jene in vielen Variationen überlieferte Geschichte, in welcher erzählt wird, daß am Ende jedes Regenbogens ein Topf voll Gold steht, genau dort, wo er die Erde berührt. Man muß nur ausdauernd genug sein, um bis zum Ende zu gehen. Natürlich glaubt man bald, das Ziel greifbar nahe vor Augen zu haben, um dann enttäuscht festzustellen, daß der Regenbogen sich anscheinend verlagert hat und wohl erst hinter der nächsten Hügelkette die Erde berührt.

Und so wiederholt sich das Spiel, so lange, bis der desillusionierte Schatzsucher jeden Glauben an die Existenz von Goldtöpfen am Ende von Regenbogen aufgegeben hat. Manche, um nicht zu sagen die meisten, brauchen dazu bis an ihr Lebensende.

»Welchen Gewinn hat der Mensch bei all seiner Mühe, womit er sich abmüht unter der Sonne? Ein Geschlecht geht, und ein Geschlecht kommt; aber die Erde besteht ewiglich. Und die Sonne geht auf, und die Sonne geht unter, – und sie eilt ihrem Orte zu, wo sie aufgeht. Der Wind geht nach Süden und wendet sich nach Norden; sich wendend und wendend geht er, und zu seinen Wendungen kehrt der Wind zurück. Alle Flüsse gehen in das Meer, und das Meer wird nicht voll, – an den Ort, wohin die Flüsse gehen, dorthin gehen sie immer wieder. Alle Dinge mühen sich ab: Niemand vermag es auszusprechen; das Auge wird des Sehens nicht satt und das Ohr nicht voll vom Hören.

Und was irgend meine Augen begehrten, entzog ich

ihnen nicht; ich versagte meinem Herzen keine Freude, denn mein Herz hatte Freude von all meiner Mühe, und ich wandte mich hin zu allen meinen Werken, die meine Hände gemacht, und zu der Mühe, womit ich wirkend mich abgemüht hatte: Und siehe, das alles war Eitelkeit und ein Haschen nach Wind; und es gibt keinen Gewinn unter der Sonne.

Denn was wird dem Menschen bei all seiner Mühe und beim Trachten seines Herzens, womit er sich abmüht unter der Sonne? Denn alle seine Tage sind Kummer, und seine Geschäftigkeit ist Verdruß; selbst des Nachts ruht sein Herz nicht.«

Salomo³

»Auf Dich hin sind wir geschaffen, und ruhelos ist unser Herz, bis es Ruhe findet, Gott, in Dir.«

Aurelius Augustinus⁴

Diese Ruhelosigkeit machte sich schon mit neun oder zehn Jahren bemerkbar. Ich hatte mit sieben oder acht Jahren eine Leidenschaft fürs Lesen entwickelt (mein erstes Buch nach dem Lesebuch der ersten und zweiten Klasse war Jeremias Gotthelfs »Schwarze Spinne« – eine nicht gerade erbauliche Lektüre für einen Achtjährigen) und fand bei meinen Eltern kaum Bücher, die meinen dahingehenden Appetit hätten stillen können. Auch sonst begann das dörfliche Leben irgendwie seine Reize zu verlieren. Ich war voller Unrast und Langeweile und sehnte mich nach etwas Neuem.

³ Pred. 1,3-8; 2,10.11.22.23

⁴ Augustinus, Bekenntnisse

So war es für mich alles andere als unangenehm, als meine Eltern (unterstützt vom Lehrer und Dorfpfarrer und nicht zuletzt von meinem Pfarrer-Großonkel) beschlossen, mich auf die Höhere Schule zu schicken und damit auf das Bischöfliche Knabenseminar, einem kirchlichen Internat in Dillingen, etwa 20 km entfernt.

Endlich würde ich meinen Horizont erweitern, so träumte ich, würde das eintönige Dorfleben mit dem interessanteren Stadtleben vertauschen, würde nicht mehr am Nachmittag zur Arbeit auf dem Feld herangezogen werden können und würde vor allem jede Menge Bücher aus Schul-, Internats- und Stadtbibliotheken ausleihen und manche besonders gute sogar kaufen können. Dies war alles, was man zum Glück brauchte; mein Leben würde endlich von Ruhe, Zufriedenheit und beschaulichem Genuß bestimmt sein – dachte ich.

Wie konnte ich ahnen, daß ich diesen Traum noch oft träumen und ebenso oft enttäuscht werden würde, und daß aus den Scherben eines zerbrochenen Glücks nur neue, brennendere, unstillbarere Sehnsüchte zum Leben erweckt werden würden?

Die Schule machte mir keine Mühe. Ich hatte sogar einen gewissen Spaß an Latein und später an Geschichte, und das Elternhaus vermißte ich kaum, ausgenommen die väterliche Werkstatt.

Aber mit zwölf Jahren hatte ich zum ersten Mal einen Traum von einem Mädchen, einen Traum, wie ich ihn nie zuvor geträumt hatte. Als ich erwachte, hatte ich daher auch Gefühle, wie ich sie nie zuvor gekannt hatte. Von einem Tag auf den anderen hatte ich plötzlich, wenn auch verschwommen und dunkel, eine Vorstellung von dem, was man Liebe nennt – diese unergründliche Triebfeder so vieler menschlicher Handlungen, von der ich

bisher nur gelesen und gehört hatte. Ich war also verliebt. Das Ende des Regenbogens, das ich greifbar nahe zu haben glaubte, war wieder einmal, wie später so oft, in unendliche Ferne gerückt. Denn es versteht sich von selbst, daß diese Sehnsucht jetzt unerfüllbar bleiben mußte. Was interessiert sich schon eine fünfzehnjährige junge Dame für die Träume eines pausbäckigen Zwölfjährigen?

Einige Jahre gingen ins Land mit manchem Frühling und Herbst, mit manchem Erwachen und Enttäuschtwerden und erneutem Erwachen von bittersüßen Gefühlen – und trotz literarischen Kultivierens dieser Sehnsüchte wurden sie immer drängender – und schließlich war der pausbäckige Zwölfjährige ein ungelenker Sechzehnjähriger geworden, dessen Haar lang genug und dessen Taschengeld ausreichend war um mit einem dieser zauberhaften Geschöpfe im Arm die Hauptstraße entlang zu schlendern ...

Aber meine Gedanken waren in diesem Augenblick, ehrlich gesagt, plötzlich ganz woanders, wahrscheinlich bei der nächsten Klassenarbeit, für die ich nichts gelernt hatte, und schließlich tat mir auch noch der Arm weh, und ich steckte meine Hand in die Hosentasche. Die Verlagerung des Regenbogens in weite Ferne registrierte ich schon gar nicht mehr.

Zwei: Let me die in my footsteps (1970 – 72)

*»Ich werd mich nicht in die Erde verkriechen,
bloß weil man mir sagt, es kämen Tod und Verderben,
und man wird mich nicht auf allen Vieren sehn,
dem Tod werd ich aufrecht entgegengehn.
Ich will aufrecht sterben,*

*bevor ich unter der Erde verschwinde.
Laßt mich das Wasser der Bergbäche genießen,
laßt den Duft wilder Blumen durch meine Adern fließen,
laßt mich schlafen auf Wiesen in einem Meer
von Blüten,
laßt mich den Highway entlanggehen mit meinem Bruder
in Frieden.
Ich will aufrecht sterben,
bevor ich unter der Erde verschwinde.»⁵*

Im Juni 1970 (ich war inzwischen siebzehn und aus dem Internat ausgetreten, hatte viele Freunde und war fast jeden Abend weg) schaute ich an einem wunderschönen Vormittag durchs Fenster und betrachtete die Bäume draußen: Sie hatten Leben und eine Menge mehr davon als unser Biologielehrer, dessen einschläfernden Vortrag darüber ich gerade über mich ergehen lassen mußte.

Ich fragte mich, was ich eigentlich im Klassenzimmer zu suchen hatte. Nein, mein Platz war draußen, dort, wo geliebt, gelitten, gekämpft und gelebt wurde, nicht hier, wo darüber doziert und problematisiert, wo theoretisiert und analysiert wurde. Ich würde nicht mehr Regisseur, sondern Schauspieler sein, nicht Autor, sondern Held des Dramas. Ich hatte lange genug über das Leben nachgedacht – nun würde ich es praktizieren. »Grau ist alle Theorie, doch grün des Lebens goldner Baum« (daß diese Worte von Mephisto stammen, habe ich erst später, fast zu spät erfahren).

Ich packte also kurz vor Schuljahresende meinen Rucksack und trampelte los in Richtung Westen. Ich hatte

⁵ Bob Dylan 1963 (Übers.: C. Weissner)

beschlossen, das Leben zu praktizieren als Hippie, Gammler, Abenteurer, Parasit, Landstreicher, oder wie immer man sonst dazu sagen möchte.

Das Wetter war freundlich und ebenso die Autofahrer und ich verbrachte einige Zeit in Südfrankreich und Spanien und nach fünf Wochen wollte ich über die deutsche Autobahn nach Holland reisen, um ein wenig Geld zu verdienen. Das wurde mir zum Verhängnis, denn ich wurde inzwischen polizeilich gesucht, an der Grenze bei Basel verhaftet und zu meinen Eltern zurückgeschickt. Ein etwas deprimierender Anfang für mein »praktiziertes Leben« – aber ich war damals noch unerfahren und würde den gleichen Fehler nicht noch einmal machen.

Zunächst ging ich weiter auf die Schule und im Auf und Ab der täglichen Leiden und Freuden verlor ich das Ende des Regenbogens irgendwie aus den Augen. Doch plötzlich fing es wieder an zu leuchten, heller als je zuvor. Zwei Erlebnisse führten dazu.

Wir lasen im Französisch-Unterricht die Geschichte André Gides vom verlorenen Sohn: Dort kommt der ältere Sohn desillusioniert von seinem Abenteuer zurück und wird ein gehorsamer Knecht seines Vaters. Er läßt allmählich die Sehnsucht in seiner Brust ersterben, die ihn einst von zu Hause weggeführt hatte. Eines Nachts nun möchte auch der jüngere Sohn weglaufen und verabschiedet sich von seinem älteren Bruder. In einem sehr bewegten Gespräch offenbart dieser ihm, daß sein größter Fehler war, zurückzukommen und sich von dem eintönigen Alltagsleben wiederum gefangennehmen zu lassen, von dem er einmal ausgebrochen war. Er beschwört seinen jüngeren Bruder, nicht so weichlich und feige zu sein, wieder zurückzukehren, sondern tapfer auf seinem Weg des Ausbruchs aus den Normen

standzuhalten, um dadurch Erfüllung zu finden. Es ist verständlich, wie deutlich ich mich in dem älteren Sohn wiedererkannte, und ich fragte mich bange, ob noch die Kraft des jüngeren Sohnes in mir wäre, um einen zweiten Ausbruchsversuch durchzustehen.

Das zweite Erlebnis war ein äußerst beeindruckendes Feature über Arthur Rimbaud im Fernsehen. Ich beschäftigte mich in dieser Zeit (Herbst 1971) gerade mit den französischen Symbolisten Baudelaire, Verlaine, Mallarme – und eben Rimbaud. Aber nicht seine Gedichte beeindruckten mich so sehr, sondern vor allem sein Leben. Mit fünfzehn hatte er bereits Weltliteratur geschrieben, zum Beispiel »Le bateau ivre« und andere Gedichte, und mit neunzehn antwortete er auf eine Frage, warum er keine Gedichte mehr schreibe: »Je ne pense plus à ça!«⁶, worauf er bald Frankreich verließ und als Waffenschmuggler nach Nordafrika ging, wo er mit 38 Jahren starb.

Ich war in der Abschlußklasse des Gymnasiums und im kommenden Frühling würde ich Abitur machen, aber ich war wie besessen von dem Gedanken, keinen Kompromiß zu schließen und nicht eine Woche länger in der Schule zuzubringen. Sie belastete mich zwar nicht, aber das Ganze schien mir eine grenzenlose Zeitvergeudung.

Während wir im Unterricht über das Leben diskutierten und theoretisierten, wurde es anderswo gelebt. Ich rechnete schon damals ziemlich fest damit, jung zu sterben (die Devise der Rock-Kultur war und ist ja: »Live fast, love hard, and die young«⁷) und hatte ziemliche Angst, zuviel meiner Zeit vergeudet zu haben. »Laßt uns essen und trinken, denn morgen sterben wir«, sagt der

⁶ »Ich denke nicht mehr an das Zeug«

⁷ »Lebe schnell, liebe intensiv, stirb jung«

griechische Komödiendichter Menander in »Thais«, ein Zitat, das von Paulus im 1. Korintherbrief aufgenommen wird (15,33).

*»Laßt mich das Wasser der Bergbäche genießen,
laßt den Duft wilder Blumen durch meine Adern
fließen,
laßt mich schlafen auf Wiesen in einem Meer von
Blüten,
laßt mich den Highway entlanggehen mit meinem
Bruder in Frieden.
Ich will aufrecht sterben,
bevor ich unter der Erde verschwinde.«*

Aber vielleicht war ich doch zu feige, jedenfalls verschob ich meinen Einstieg ins wirkliche Leben auf später, und ich schloß die Schule, sei es aus Rücksicht auf meine Eltern und Verwandten, sei es aus einem doch noch vorhandenen Sicherheitsbedürfnis, mit dem Abitur ab.

Nun ergaben sich aber schon in der Zeit davor einige Fragen. Jeder sprach natürlich mit den anderen über seine beruflichen Ziele und seinen weiteren Weg, und auch mir wurden diese Fragen nicht erspart. Der Versuch einer Antwort, um die ich verständlicherweise reichlich verlegen war, brachte mich jedesmal in eine peinliche Zwickmühle. Wie hätte ich auch irgend jemand, selbst meinen engsten Freunden, erklären können, daß ich vorhatte, ein Gammler, ein Vagabund, ein Abenteurer zu werden, daß mir der »educated penniless rake⁸« von Jack Kerouac als Berufsziel vor Augen stand?

⁸ »Der gebildete, geldlose Wüstling«

Dazu kam, daß ich in dieser Zeit gemustert worden war und meine Einberufung zur Bundeswehr bevorstand. Das hätte für mich damals bedeutet, den Kriegsdienst zu verweigern (darüber war ich mir schon lange im klaren), aber den ganzen damit verbundenen Arbeitsaufwand hätte meine Bequemlichkeit gerne umgangen.

Doch bald kam mir eine geradezu geniale Idee: Ich würde allen mitteilen, daß ich katholischer Priester werden wollte – und dadurch alle meine Probleme mit einem Schlag los sein. Die Frage nach meinem Berufsziel würde ich beantworten können, ohne mit der Wimper zu zucken, und meine Anmeldung am Priesterseminar würde einen bischöflichen Brief an das Kreiswehrrersatzamt zur Folge haben, daß ich mich auf das geistliche Amt vorzubereiten gedenke und deshalb vom Wehrdienst freigestellt werden müsse.

Und genau so kam es. Natürlich dachte ich, daß ich während der langen Sommerferien schon längst über alle Berge sein, »das Wasser der Bergbäche genießen und den Duft wilder Blumen durch meine Adern fließen lassen« und nie und nimmer zum Theologiestudium antreten würde. Aber genau so kam es nicht.

Zunächst aber genoß ich einige unbeschwerte Monate bis zum Schulabschluß (der einzige Druck in dieser Zeit war meine Mitarbeit an der Abiturzeitung), der recht zufriedenstellend war. Auch an die darauffolgenden Sommermonate, wo ich auf dem elterlichen Hof und bei einer Gleisbaufirma arbeitete, habe ich recht positive Erinnerungen.

Aber dann war es endlich Zeit, ganze Sache zu machen. Mit einem Freund trampete ich nach Hamburg, ließ mir ein Seediensstauglichkeitszeugnis ausstellen und wollte auf einem Frachter nach Amerika anheuern. Aus

Gesprächen mit Seeleuten, die am Seefahrtsamt herumsaßen, wurde mir aber klar, daß jeder, der in einem fremden Hafen vom Schiff wegläuft (das hatten wir nämlich in Amerika vor), auf eine »Schwarze Liste« bei der Handelsmarine gesetzt und jede Hoffnung auf eine zukünftige Beschäftigung in den Wind schreiben kann. Das aber wollten wir durchaus nicht riskieren.

Wieder zu Hause, bemühte ich mich um einen billigen Charterflug in die Vereinigten Staaten, was aber nie Erfolg zeigte – und so kam eines Tages ein Brief vom Bischöflichen Ordinariat in Augsburg, daß ja nun bald das Semester beginne, und daß man sich schon auf mich freue undsoweiter.

Da stand ich nun, reichlich belämmert, wie der Albatros auf den Schiffsplanken umhertappt, fast unfähig, sich vom festen Untergrund zu erheben, weil seine Flügel dafür zu lang geraten sind. Es blieb mir nichts anderes übrig als mich den gegenwärtigen Gegebenheiten zu fügen, wenn ich auch meine langflügeligen Pläne nicht stutzen lassen wollte.

Irgendwie überstand ich das erste Semester (meine Verwandten, besonders mein Großonkel, waren natürlich hocheifrig über den Weg, den ich eingeschlagen hatte, wie sie meinten) und dann klappte es in den Semesterferien endlich mit dem billigen Charterflug nach Amerika. Eigentlich hatte ich vor, nicht mehr zurückzukommen. Ich hatte eine herrliche Zeit dort, schloß viele Freundschaften, konnte mich endlich sättigen an der unendlichen Weite des Landes und dem Gefühl grenzenloser Freiheit und Ungebundenheit, kurz, all meine langgehegten Wünsche und Sehnsüchte schienen sich endlich zu erfüllen. Aber dann kam ich nach San Francisco, der schönsten Stadt der Welt, dem Mittelpunkt der Beatniks

der fünfziger, der Hauptstadt der Hippies der sechziger Jahre – und etwas zerbrach in mir.

Drei: Sign on the cross (1973)

*»Ich versuche, o so lange schon
und ich versuche nur, zu bestehn.
Und jetzt, o jetzt ist's eine Goldgrube,
doch es ist so schön.
Ja, doch inzwischen weiß ich genau,
wir sind alle so irregeleitet,
und es ist dieses alte Zeichen am Kreuz,
das mir Sorgen bereitet.
Als ich ein kleines Kind noch war,
da sah ich schon, was ich sein wollte,
als ich dieses Bildnis sah,
es blieb mir nicht verborgen.
Doch ich war hoffnungslos verloren,
als ich die Tür zuschlagen hörte,
und dieses alte Zeichen am Kreuz
macht mir immer noch Sorgen.
Well, dieses alte Zeichen am Kreuz,
well, dieser alte Schlüssel zum Königreich,
well, dieses alte Zeichen am Kreuz,
wie du, so manche Nacht.
Doch wenn ich mit erhobenem Kopf dasteh
und meine alten Freunde vorbeigehen seh,
ist es immer noch das Zeichen am Kreuz
das mir Sorgen macht.
Well, das Zeichen am Kreuz,
das muß es wohl sein.
Jeden Tag, jede Nacht seh ich das Zeichen am Kreuz
da oben auf dem Berg.*

*Ja wir dachten, es sei schon längst nicht mehr da,
doch ich sage euch, Freunde,
ich fürchte, es liegt immer noch da oben.
Ja, ihr sagt vielleicht: nur ein bißchen Zeit,
dann wird's schon gehn;
aber da bin ich mir nicht mehr so sicher,
denn der Vogel ist erschienen,
und ihr wollt vielleicht hineingehen,
aber es kann natürlich sein,
daß die Tür verschlossen ist.
Aber ich möchte euch nur sagen,
wenigstens dieses eine Mal:
Wenn ich euch nicht mehr wiedersehe,
die Sache ist die –
das Zeichen am Kreuz ist vielleicht das,
was ihr am meisten brauchen werdet.
Ja, das Zeichen am Kreuz
ist nichts als ein Zeichen an einem Kreuz.
Well, jeder Betrug hinterläßt ein Mal,
aber jedes Eintreten für eine Sache setzt ein Zeichen.
O, wenn eure, wenn eure Tage gezählt sind
und eure Nächte werden lang und arg,
dann denkt ihr vielleicht, ihr seid schwach,
doch ich sage euch, ihr seid stark.
Ja, das seid ihr, wenn dieses Zeichen am Kreuz
dann beginnt, euch Sorgen zu machen.»⁹*

Ich kam nach San Francisco wie der Pilger nach Mekka. Endlich würde ich die Stadt Jack Londons sehen, die Stadt Allen Ginsbergs und Jack Kerouacs, die Stadt, wo die beste Musik der Welt gespielt wurde.

⁹ Bob Dylan 1971 (Übers.: Carl Weissner)

Ich wohnte bei Hippies in Ashbury Street knapp 100 m von der Kreuzung mit der Haight Street entfernt. Aber der Zauber, der »Haight-Ashbury« (oder, in Anspielung auf den Drogenkonsum, »Hashbury«) noch vor einigen Jahren gekennzeichnet hatte, schien gänzlich verfliegen. Ich hatte selber wie ein Hippie leben wollen, weil mir das zwar nicht gerade als das beste, aber doch immer noch als das am wenigsten sinn- und glücklose Leben erschien. Und nun sah ich diese jungen Menschen, diese »drop-outs«, Aussteiger aus Schule und Gesellschaft, die ich immer als Nukleus einer neuen, glücklicheren Menschheit angesehen hatte, wie sie selber sinn- und ziellos lebten, wie diese Vorhut einer neuen Gesellschaft als Parasiten der »alten« Gesellschaft gelangweilt dahinvegetierte – wie sie, um ein biblisches Bild zu verwenden, wirklich wie Schafe waren, die keinen Hirten haben, ohne Führung, ohne Nahrung, dem langsamen Hungertod preisgegeben. Ich war grenzenlos enttäuscht. Meine Lebensphilosophie war jämmerlich zerbrochen.

Aber dann erfaßte mich auch Mitleid mit diesen Menschen. Und schließlich – zum ersten Mal in meinem Leben – kam mir der Gedanke, daß es vielleicht doch sinnvoll und sogar beglückend sein könnte, sein Leben im Dienst für andere einzusetzen. Und dann faßte ich den Entschluß, mein Rückflugticket auszunutzen und vorerst mein Studium fortzusetzen, um dann eventuell Lehrer oder Sozialarbeiter oder vielleicht sogar Priester zu werden, um solchen gestrandeten Menschen, wozu ich beinahe selber gehört hätte, eine Hilfe sein zu können. Etwas war in mir zerbrochen, aber etwas Neues begann aufzukeimen.

Vor dem Rückflug verbrachte ich einige Tage in New York. Und dort, am Washington Square, hatte ich

diese entscheidende Begegnung, von der ich eingangs berichtete.

Am Washington Square sitzen (zumindest in der wärmeren Jahreszeit) den ganzen Tag viele Musiker herum und oft ergibt sich ein improvisiertes Zusammenspiel von Blues-, Folk- und Bluegrassmusikern. Ich saß dort eines Nachmittags mit einer Gruppe zusammen und wir sangen verschiedene Folksongs und Arbeiterlieder. Während einer Pause stand plötzlich eine alte Frau da und fragte, warum wir denn unser Leben so vergeudeten und in den Tag hinein lebten und uns keine Gedanken über die Zukunft machten, denn Jesus würde wiederkommen und wir müßten vor ihm Rechenschaft ablegen.

In der Hand hielt sie einige Flugblätter, die sie uns zur gründlicheren Lektüre gerne schenken wollte. Viel konnte sie jedenfalls nicht sagen, denn kaum hatte ich sie als irgendeine »Sektiererin« eingeschätzt, da sagte ich zu meinen Freunden: »Wie wäre es, wenn wir der alten Lady ein Lied singen würden, zum Beispiel ›Pie in the Sky‹?«

Nun muß man wissen, daß »Pie in the Sky« ein ganz beißendes Spottlied auf Straßenprediger, vor allem der Heilsarmee, ist. Es wurde von dem schwedischen Einwanderer und Gewerkschaftsgründer Joseph Hillström geschrieben, der viele christliche Lieder nach Melodie und einem Teil des Textes (vor allem der Reime) übernahm und sie dann mit einem anderen Inhalt füllte. Das Original »There's a land that is fairer than day« (in Deutschland bekannt unter »Es erglänzt uns von ferne ein Land«) wird so zu einer scharfen Anklage gegen die Christen, die angeblich für die irdischen Nöte der Arbeiter keinen Blick hätten und sie mit einer »billigen« Vertröstung auf das Jenseits abspeisen würden.

Mein Vorschlag wurde akzeptiert und so verspotteten wir lauthals die alte Frau mit diesem Lied. Sie hörte es fast bis zum Ende an und schaute mich währenddessen nicht feindselig oder verbittert, aber einfach traurig an. Kurz vor Schluß ging sie weg.

Bald hatte ich die Sache vergessen, eineinhalb Jahre lang. Dann war ich selber Christ geworden und stand selber mit christlichen Flugblättern (oder »Traktaten«, wie man sagt) auf der Straße und durfte mir auch gelegentlich den Spott anhören, den ich früher ausgeteilt hatte. Und ich bin überzeugt (natürlich habe ich keine objektiven Beweise), daß diese Frau es war, die für mich, den damaligen Spötter und Rebellen, zu Gott gefleht hat, um mich zur Umkehr zu bringen. Ich habe diese alte Frau bis heute nicht mehr wiedergesehen. Aber ich bin überzeugt, daß ich sie wiedersehen werde, in jenem Land, das uns jetzt noch »von ferne erglänzt«, das aber bald meine und ihre Heimat sein wird – und dann werde ich ihr danken können.

Nach den Erlebnissen in San Francisco (die Geschichte in New York hatte ich zunächst vergessen) kehrte ich also voller Enthusiasmus nach Augsburg zurück und hatte zum ersten Mal seit Jahren wieder richtig Freude am Studieren. Meine Begeisterung wurde entscheidend verstärkt durch einige Tage geistlicher Einkehr, die ein Priester aus München leitete. Dieser verstand es, das Christentum auf eine so lebendige Weise und doch mit allen Konsequenzen darzustellen, daß ich zum ersten Mal erahnte, daß hinter der literarischen, historischen und rituellen Fassade, die ich kannte, vielleicht doch so etwas wie ein lebendiger und wahrhafter Gott sein könnte. Ich erinnere mich noch genau, wie dieser Priester eines Abends über Lukas 22,25-27 sprach:

»Er aber sprach zu ihnen: Die Könige der Nationen herrschen über dieselben, und die Gewalt über sie üben werden Wohltäter genannt. Ihr aber nicht also; sondern der Größte unter euch sei wie der Jüngste, und der Leiter wie der Dienende. Denn wer ist größer, der zu Tische Liegende oder der Dienende? Nicht der zu Tische Liegende? Ich aber bin in eurer Mitte wie der Dienende.« Diese Worte wurden an jenem Abend so lebendig, prägten sich so in meinem Herzen ein, als ob sie der Nazaräer selbst zu mir gesprochen hätte.

Vor allem die Worte »Hymeis de ouch houtos« (»ihr aber nicht also«) waren es, die mir bis heute als ständiger Refrain im Herzen geblieben sind. Damals bekam ich eine erste leise Ahnung von dem, was heute, nachdem ich über Jahre in dem Licht dieser Worte leben durfte, beglückendes Wissen ist: daß diese von den Großen der Welt, den »Königen der Nationen« so verachtete »Karriere« eines Jüngers Jesu Christi, eine Laufbahn in Niedrigkeit und Schmach und Selbstaufgabe, in Wirklichkeit das größtmögliche Glück für Zeit und Ewigkeit ist.

Jedenfalls ging ich, immer noch stark unter dem Eindruck des »Hymeis de ouch houtos«, um Mitternacht in die Kapelle des Priesterseminars, legte mich mit dem Gesicht nach unten auf das Steinpflaster (das Pathetische an dieser Situation wurde mir erst später bewußt) und sagte im Gebet zu Gott (obwohl ich noch nicht einmal völlig sicher war, ob Er überhaupt existierte), daß ich Ihm von diesem Augenblick an mein Leben völlig und rückhaltlos zur Verfügung stellen wollte. Er sollte daraus etwas zum Dienst für Ihn machen, ganz gleich, was es mich kosten würde.

Die Erinnerung hat immer die Tendenz, vergangene Dinge zu beschönigen oder zu »verbessern«; das gilt für

den Bericht, den ich hier schreibe, und erst recht für solche Detailerlebnisse wie oben geschildert. Ich versuche deshalb einigermaßen kritisch zu sein und mir nicht nachträglich Gedanken und Empfindungen zu unterschieben, die ich zur damaligen Zeit einfach nicht hatte. Dennoch ist natürlich ein hohes Maß an Subjektivität leider nicht auszuschließen.

Doch soweit ich mich erinnern kann, war dies damals wirklich mein aufrichtiges Gebet, wenn es auch vielleicht oberflächlich war, weil ich mir über die Konsequenzen, die auf mich zu nehmen ich so forsch versprochen hatte, erschreckend wenig (d.h. gar keine) Gedanken gemacht hatte.

In meinem damaligen Denken war es für mich selbstverständlich, daß ich Gott am besten als katholischer Priester dienen könnte, und so widmete ich mich mit ganzem Herzen geistlichen Aktivitäten und dem Theologiestudium, das für mich bis dahin nur ein Vorwand gewesen war.

Mein Verhältnis zu Vorgesetzten und Professoren und auch zu vielen Mitstudenten verbesserte sich dadurch deutlich. Der Höhepunkt meiner »geistlichen Laufbahn« kam, als ich an einem hohen Festtag im Fond der bischöflichen Limousine als Dolmetscher zwischen unserem und einem nigerianischen Bischof die dichtgesäumte Maximilianstraße entlang vom Dom zur Ulrichsbasilika fahren durfte. Ich war voller Freude und Energie, hatte ich doch, wie es schien, das Ziel gefunden, für das alles rückhaltlos einzusetzen sich lohnte, und der Weg dahin lag mir klar vor Augen. Ich hatte den Topf voll Gold am Ende des Regenbogens eigentlich schon greifbar in Händen. Und das hätte mich eigentlich mißtrauisch machen sollen ...

Vier: *Just a season* (1973 – 74)

»Wäre es der Sinn aller meiner Tage,
Hügel zu ersteigen
und dann sinnlos umherzukreisen,
wäre alles, was ich bin, nur Zeitvertreib:
Mein Leben wäre nur eine Jahreszeit.
Kühne Träume und törichte Pläne,
und Mädchen überall.
Ich war jung, und kein Lied wurde gesungen,
das nicht interessant geklungen hätte.
Ich hatte meinen Spaß
mit einem scheuen Mädchen,
und spring vielleicht auf einen Güterzug auf,
und schau zu ihr zurück,
wie sie im Regen steht.
Schmutzige Hände und Imbißstuben
und Geld wie Heu.
Ich trieb Handel, nur um zu wissen,
wie man sich fühlt,
wenn man mehr bekommt, als man selber gibt.
Ich hatte meinen Spaß mit dem Glücksspieler
und bluffte ihn mit meinem Gesicht
und meinen Drinks für jedermann
in der Kneipe.
Tobende Massen und Mummenschanz,
und Menschen, die wahnsinnig werden,
ich konnte immer genau sagen, was sich in ihren Köpfen
abspielte,
das war ziemlich interessant.
Ich hatte meinen Spaß in der Stierkampfarena
und habe nie eine Schramme abbekommen.
Es war wirklich nicht schwierig,

ein Star zu sein.

*Wäre es der Sinn aller meiner Tage,
Hügel zu ersteigen
und dann sinnlos umherzukreisen,
wäre alles, was ich bin, nur Zeitvertreib:
mein Leben wäre nur eine Jahreszeit.»¹⁰*

Die Energie und Freude an geistlichen Aktivitäten, die den Frühsommer 1973 kennzeichnete, währte nicht lange. Einige Wochen, allerhöchstens drei Monate, dann war alles verblaßt. Auch mein deprimierendes Erlebnis in San Francisco und ebenso der damit verbundene Entschluß waren wie weggeblasen. Ich nährte wieder die gleichen Gedanken wie früher, wurde von der gleichen rastlosen Unruhe, den gleichen undefinierbaren Sehnsüchten umhergetrieben wie früher.

In dieser Zeit begann ich aus purer Langeweile nachts auf Güterzügen als blinder Passagier zu fahren, wie ich es bei Jack London und Jack Kerouac gelesen hatte. Meine Unruhe wurde so groß, daß ich im Winter 1973/74 (wieder einmal) alles auf eine Karte setzte. Ich trampelte nach Amsterdam und verdiente mir als Straßenmusiker und Hilfsarbeiter das Geld für ein Hinflugticket nach New York, wo ich Anfang Februar ankam.

New York ist zu keiner Jahreszeit eine angenehme Stadt, aber im Winter ist die mörderische Kälte besonders unangenehm. Außerdem wurde mir schon am ersten Tag das bißchen Geld gestohlen, das ich noch übrig hatte. Die Mutter eines Bekannten pumpte mir zehn Dollar. Mit fünf von denen kaufte ich mir ein Greyhoundbus-Ticket

¹⁰ Roger McGuinn 1970

aus dem Straßengewirr New Yorks heraus nach Easton, Pennsylvania, und mit dem Rest trampete ich nach Kalifornien, wo die Sonne warm und die Menschen freundlich waren.

So hatte ich mir das Leben immer vorgestellt: Durch die mehr oder weniger freiwillig auferlegte Erfahrung von Entbehrung und Mangel wollte ich selbst die einfachsten Dinge wie Nahrung und Wärme umsomewhat schätzen lernen.

So mußte ich im Februar in Westvirginia einmal auf dem Betonboden einer wandlosen Scheune auf freiem Feld schlafen, mit leeren Kunstdüngersäcken als Unterlage und Decke.

Ein anderes Mal übernachtete ich in einer Scheune zwischen Hochdruckpreßballen, die hart waren wie Stein.

Einmal brach ich in ein verlassenes Farmhaus ein – dort gab es zwar Betten, aber die überall herumliegende dicke Staubschicht ließ mich eher husten als schlafen. Und was den Hunger betrifft: Ich erinnere mich an mehrere Gelegenheiten, wo ich nachts Abfallkörbe durchsuchte oder in Mexico City einmal in ein Restaurant ging, die auf den benutzten Tellern übriggebliebenen Brötchen- und Brotreste blitzschnell in die Tasche steckte und unauffällig das Weite suchte.

Es ist erstaunlich, wie sehr sich ein Mensch erniedrigen kann, um seine grundlegendsten Bedürfnisse zu stillen. Andererseits aber kann ich auch heute noch sagen, daß ich sehr dankbar bin für jede Scheibe Brot, die vor mir auf dem Tisch liegt, und es immer noch schätze, auch nur ein paar Decken oder einen zerschlissenen Schlafsack zu haben, der mich die Nacht einigermaßen überstehen läßt. »Wenn wir aber Nahrung und Bedeckung haben, so

wollen wir uns daran genügen lassen«, sagt schon das Neue Testament.¹¹

Jedenfalls war die darauffolgende Zeit in Kalifornien ein ziemlich krasser Gegensatz. Ich lebte in Thousand Oaks nördlich von Los Angeles bei einer sehr freundlichen und großzügigen Familie, den Eltern eines Mädchens, das ich kennengelernt hatte.

In dieser Zeit, dem Frühsommer 1974, hatte ich an äußeren Annehmlichkeiten eigentlich alles, was man sich für gewöhnlich wünscht: Vormittags lag ich in der Sonne am Swimming-Pool und las in aus der Stadtbibliothek geliehenen Büchern, nachmittags machten wir (oft auch ich allein) Spaziergänge oder Ausflüge in die nahegelegenen Canyons, und nach einem immer reichhaltigen Abendessen gingen wir auf Parties, oder ich legte einen Studier- und Meditationsabend ein, um nicht ganz zu veröden. Zwischendurch arbeitete ich zwar, aber das war eher eine Beschäftigungstherapie als wirkliche Notwendigkeit.

So begehrenswert dieses Leben vielleicht scheinen mag, kann doch niemand so etwas lange aushalten. Man wird nämlich mit der Zeit richtig krank davon. Allmählich fühlte ich mich wie in dem sprichwörtlichen goldenen Käfig und wurde immer unruhiger.

In dieser Zeit entdeckte ich in der Gegend eine katholische Kirche; dadurch erwachte eine religiöse Ader in mir, und ich ging längere Zeit täglich zur Messe in der verschwommenen Hoffnung, wieder einen festen Punkt in meinem Leben zu finden. Es entwickelten sich freundschaftliche Beziehungen zu manchen Kirchenbesuchern

¹¹ 1. Tim. 6,8

und auch zu den Pfarrern, und ich wurde häufig eingeladen. Ich erntete manches Kompliment über meine angebliche »Lebenserfahrung«, meine »Einsicht in existentielle Zusammenhänge« und so fort – und dabei schwindelte ich den guten Leuten irgendwelche Geschichten über mich zusammen und fühlte mich bei alledem trotzdem so furchtbar jämmerlich und elend.

O ja, ich konnte gut über diese oder jene Lebensanschauung theoretisieren, ich konnte sogar meine eigene Unfähigkeit, mein Versagen diesen Idealen gegenüber zugeben – und das wurde mir dann als »Bescheidenheit« und »gesunde, kritische Selbsteinschätzung« ausgelegt.

In Wirklichkeit war ich hochmütig und zynisch – hochmütig aus Angst und zynisch aus Verzweiflung. Ich konnte es mir einfach nicht leisten, das im Hintergrund ständig lauende Gespenst der Leere und Sinnlosigkeit auch nur ein bißchen an Boden gewinnen zu lassen, und Verachtung und Zynismus anderen gegenüber mußten dazu als Schutzmaßnahme herhalten.

Das Lied »Just a Season« drückt ziemlich gut mein Leben in dieser Zeit aus, könnte aber auch als Überschrift über meinem ganzen früheren Leben stehen. Ich hatte in der Arena des Lebenskampfes bisher nie eine richtige Schramme abbekommen, alles war mir in den Schoß gefallen, wie von selbst waren mir Anerkennung und Wertschätzung zugeflossen – und doch habe ich all das nur zum Zeitvertreib verwendet, indem ich andere hereinlegte und sie hinterrücks für mich ausnutzte, weil ich oft »genau wußte, was sich in ihren Köpfen abspielte«. Ich hatte meinen Spaß mit diesem und jenem Mädchen gehabt und sie dann im Regen stehen lassen. Wie oft habe ich gesagt: »Ich liebe dich« – und dabei, bewußt

oder unbewußt, gedacht: »Ich liebe mich, und will dich dazu ge- bzw. mißbrauchen.«

In jener Kirche lernte ich auch Susan kennen, die, wie ich erst viel später gemerkt habe, wirklich von ganzem Herzen Christ war. Leider verliebten wir uns, erst sie sich in mich, dann ich mich in sie. Aber sie war die einzige, die mich durchschaute und das einzig Richtige für mich tat: Sie ließ mich einfach stehen. Das war damals sehr bitter für mich, aber heute bin ich ihr dafür dankbar.

Zu all diesen Schwierigkeiten kam noch, daß meine Aufenthaltsgenehmigung für die Vereinigten Staaten ablief. Alles schien mich dazu zu drängen, Kalifornien zu verlassen und nach Mexiko zu gehen. So stand ich denn eines Tages Ende Juni am Ventura Highway und trampelte nach Süden über die Grenze nach Tijuana. Langsam aber sicher trieb ich der entscheidenden Krise meines Lebens entgegen.

Fünf: Señor (Tales of Yankee Power) (1974)

*»Señor, Señor, sag mir, wohin die Reise geht,
nach Lincoln County Road oder Harmagedon?
Ich glaub, ich war auf diesem Weg schon mal,
ist da wohl was Wahres dran, Señor?*

*Señor, Señor, weißt du, wo sie sich versteckt hält,
wie lange wir noch reiten müssen,
wie lange ich meinen Blick noch
auf die Tür heften muß?
Wird es dort wirklich Trost geben, Señor?
Ein böser Wind bläst immer noch auf dem Oberdeck,
ein Kreuz aus Eisen hängt immer noch um ihren Hals.
Eine Militärkapelle spielt immer noch auf*

*dem verlassenen Grundstück,
wo sie mich einmal in den Armen hielt und sagte:
»Vergiß mich nicht!«*

*Señor, Señor, ich kann den bemalten Wohnwagen sehen,
kann den Schwanz des Drachens riechen,
ich kann die Spannung nicht mehr aushalten.*

*Kannst du mir sagen, an wen ich mich hier wenden soll,
Señor?*

*Nun, das letzte, woran ich mich erinnerte, bevor ich mich
auszog und hinkniete,
war dieser Zug voll Narren, der in einem Magnetfeld
steckenblieb.*

*Ein Zigeuner mit zerrissener Flagge und blitzendem Ring
sagte: »Junge, das hier ist kein Traum mehr, das ist nackte
Wirklichkeit!«*

*Señor, Señor, ihre Herzen sind hart wie Leder,
gib mir eine Minute, um mich zusammenzunehmen,
ich muß mich nur erst vom Boden hochziehen,
ich bin bereit, wenn du es bist, Señor.*

*Señor, Señor, werfen wir diese Tische um,
reißen wir diese Kabel aus den Verbindungen!*

Dieser Ort hat für mich jeden Sinn verloren.

Kannst du mir sagen, worauf wir noch warten, Señor?«¹²

Dieses Lied (eine Anspielung auf die Bücher Carlos Castanedas über den Yaqui-Schamanen Don Juan und seine Peyote- und Meskalinmysterien; der Untertitel eines Buches lautetet »Tales of Yaqui Power«) mit seiner

¹² Bob Dylan 1978

mexikanischen Tönung schildert auf eindringliche Weise eine heraufziehende Krise, wie sich alles einengt und auf eine gewaltige Entscheidung hindrängt, eine Entscheidung, die von völligem Umsturz und dem Abbrechen alter quälender Verbindungen gekennzeichnet ist. Auch meine entscheidende Krise ereignete sich in Mexiko und halluzinogene Pilze und ein indianischer Schamane spielten dabei ebenfalls eine gewisse Rolle.

Vorerst aber war ich auf Güterzügen unterwegs nach Süden. Ich hatte wieder einmal alles hinter mir gelassen, und ein interessantes Land und interessante Begegnungen lagen vor mir. Jede Unruhe war verflogen. Ich fühlte mich unheimlich gut, auf einem Güterwaggon zusammen mit einigen mexikanischen Wanderarbeitern durch die wüstenartige Landschaft von Sonora zu schaukeln. Probleme gab es nur in den langen Tunnels der Sierra Madre, wo wir an den Auspuffgasen der Dieselloks manchmal schier zu ersticken drohten. Trotzdem hatten wir alle unseren Spaß, wenn ich auch damals noch kaum ein Wort Spanisch sprach.

Nach zwei Wochen gelangten wir schließlich nach Mexiko City. Zuerst lebte ich bei einer sehr armen Familie in erbärmlichen Verhältnissen, wo mir einmal sogar buchstäblich das Regenwasser in die Suppe tropfte. Zwischenzeitlich arbeitete ich als Maler von Firmen- und Reklameschildern, wie schon in Amerika. Ansonsten machte ich gezwungenermaßen den ganzen Tag nichts anderes, als intensiv Spanisch zu lernen.

Erst als ich mich einigermaßen ausdrücken konnte, sah ich mich in der Stadt um und konnte neue Bekanntschaften schließen. Ein kommunistischer Universitätsdozent führte mich auf lebendige Weise in die Gesellschafts- und Lebensstrukturen Mexikos ein, und auch bei einer Arzt-

familie mit einem großen jugendlichen Bekanntenkreis hielt ich mich gerne auf. Meine ursprüngliche Gastgeberin sah das alles freilich mit gemischten Gefühlen – wir hatten uns trotz großer Gegensätze doch gut aneinander gewöhnt – und flehte eindringlich: »Recuerda te de los pobres, Luis! – Vergiß die Armen nicht, Luis!«

Aber Langeweile und Leere holten mich auch hier wieder ein, selbst in dieser Riesenstadt. Die alte Unruhe, die mich seit meinem neunten Lebensjahr verfolgte, machte sich wieder stärker bemerkbar. Kurz zuvor hatte mich eine Medizinstudentin nach Monterrey, 900 km nördlich von Mexico City, eingeladen, um dort bei ihr zu leben. Ich hatte mich schnell entschlossen: Am Montag würde ich ein Busticket nach Monterrey kaufen, und mein Fieber würde aufhören, wenigstens für eine Zeit.

An jenem Montagmorgen – ich wollte mittags wegfahren – saß ich in einem Park und spielte Mundharmonika. Meine langen Haare hingen mir dabei ins Gesicht, so daß ich ziemlich schlecht zu identifizieren war. Nur so ist es nämlich zu erklären, daß plötzlich jemand vor mir stand und mir fröhlich »Dios te bendiga! – Gott segne dich!« wünschte. Als ich aufblickte, wußte ich nicht, wer mehr erstaunt war – die brünette Sechzehnjährige, die mich aufgrund meiner Haartracht mit einem Bekannten verwechselt hatte, oder ich selbst, der ich am Tag meiner geplanten Abreise auf so ungewöhnliche Weise von einem wildfremden Menschen begrüßt wurde.

Das Mißverständnis war schnell geklärt. Tammy lud mich zu einem Milchshake in dem nahegelegenen Fruchtsaft- und Milchmixgetränkiosk ein, wo sie und ihre neunzehnjährige Schwester Laura arbeiteten. Am selben Tag lernte ich an diesem Kiosk auch Don Lorenzo alias Lawrence Kramer kennen, einen ausgeflippten ame-

rikanischen Kunstmaler zwischen fünfzig und sechzig, mehr oder weniger Zen-Buddhist, der in einem einfachen aber blitzsauberen Zimmer in der Nähe für seine umfangreiche Plattensammlung mittelalterlicher und frühklassischer Musik und von seinem Bruder, einem hohen Regierungsbeamten in Washington, lebte. Eine nicht unwesentliche Rolle für sein Leben in Mexiko spielte sicher auch das hochwertige und äußerst preisgünstige Marihuana, das man dort sogar auf öffentlichen Märkten kaufen konnte.

Laura und Tammy und auch Don Lorenzo schienen mir interessant genug, meine Reise nach Monterrey vorerst zu vertagen. Ich besuchte die beiden jeden Tag an ihrem Kiosk inmitten eines riesigen Marktes und merkte bald, daß ich es mit zwei ganz außergewöhnlichen Menschen zu tun hatte. Obwohl einfach und relativ ungebildet, strahlten sie einen Frieden, eine innere Harmonie aus, die sich auch konkret im Umgang mit ihren Kunden zeigte, und wie ich sie, soweit ich mich erinnern konnte, noch bei keinem Menschen in dieser Weise gesehen hatte.

Es ist schwer zu beschreiben, was mich an diesen beiden Mädchen so erstaunte, da sie ansonsten ganz gewöhnlich waren, weder übermäßig hübsch, noch übermäßig gebildet oder geistreich. Heute weiß ich, daß es auch den klugen Ratsherren und Regierungsbeamten von Jerusalem einmal so gegangen war, als sie zwei Nachfolger von Jesus Christus verhörten. »Als sie inne wurden«, heißt es im Neuen Testament, »daß es ungelehrte und ungebildete Leute seien, verwunderten sie sich; und sie erkannten sie, daß sie mit Jesus gewesen waren«.¹³

¹³ Apg. 4,13

Damals aber wußte ich noch keineswegs, daß die einzige Grundlage einer solch erstaunlichen Persönlichkeitsveränderung das »Mit-Jesus-Sein«, der innige, persönliche Kontakt mit dem gekreuzigten und auferstandenen Christus ist. Ich erinnere mich, daß ich damals sagte: »Wenn ich bei all meiner Mühe und meinem Suchen mit sechzig Jahren einmal halb so glücklich bin wie ihr mit euren knapp zwanzig, dann werde ich mein Leben als Erfolg verbuchen können.«

Natürlich fragte ich Laura und Tammy bald, was für eine Weltanschauung denn ihre Lebensgrundlage wäre. Als sie einfach antworteten, daß sie Christen seien, war ich zunächst enttäuscht. Christ war ich doch selber, meinte ich, und schließlich war ich lange genug auf der Schule gewesen und wußte über das Christentum ziemlich gut Bescheid, wie ich mir einbildete, und schließlich konnte das Christentum, das ich kannte, niemals eine solche Veränderung im Leben eines Menschen hervorbringen, wie ich sie vor mir sah.

Aber ich würde ihre wirkliche Philosophie schon noch herausfinden, dachte ich, über die sie sich vielleicht selbst gar nicht so richtig im klaren waren, wenn sie auch sehr lebendig und wirksam sein mußte, wie ich mich täglich selbst überzeugen konnte.

Aber wie ich auch nachbohrte, ich bekam immer nur zur Antwort: »Wir glauben an Jesus Christus, dem wir unsere Sünden bekannt und unser Leben ausgeliefert haben. Er hat am Kreuz alle unsere Sünden getragen, so daß wir dadurch Frieden mit Gott haben.« Und dieser Friede mit Gott, so sagten sie, würde sich auch ganz praktisch als Frieden und Glück in ihrem Leben auswirken.

Nun, das war ja alles recht und schön, aber für mich war es denn doch zu einfach. Hatten sich nicht die

größten Denker der Weltgeschichte jahrtausendlang die Köpfe darüber zerbrochen, wie ein Mensch wirkliches Glück und wirklichen Frieden finden könnte? Und nun sollte die Antwort so einfach, ja geradezu »primitiv« sein? Und doch – diese zwei Mädchen machten keine großen Worte. Sie selbst, ihr eigenes Leben, war das beste Argument für ihre Lehre, ein Argument, das ich bei allen anderen Glückseligkeitstheorien bisher schmerzlich vermißt hatte. Diese funktionieren zwar im Labor, Hörsaal oder abgeschiedenen Kloster zuweilen ganz gut, können aber dem harten Dauertest des wirklichen Lebens nicht standhalten.

Endlich begann ich das Neue Testament zu lesen (ich muß gestehen, daß ich auch nach dreizehn Jahren Religionsunterricht, trotz bischöflichem Internat, trotz Priesterseminar und Theologiestudium das Neue Testament bis dahin noch kein einziges Mal durchgelesen hatte, von der ganzen Bibel erst recht zu schweigen!)

Nun las ich es mit ganz neuen Augen und mit wirklichem Interesse. Zwei Dinge erstaunten mich dabei ungemein: Erstens die Nüchternheit und historische Glaubwürdigkeit, mit der die Schreiber ihre Berichte verfaßt haben. Da war nichts von mythologischem Beiwerk zu verspüren, wovon meine Religionslehrer und Theologieprofessoren erzählt hatten. Da war auch nichts von der Beschönigung und Einseitigkeit zu merken, die ich von den antiken Schriftstellern gewohnt war, welche wir in der Schule gelesen hatten. »Da es nun schon viele unternommen haben, einen Bericht von den Ereignissen zu verfassen, wie sie uns die überliefert haben, die von Anfang an Augenzeugen und Diener des Wortes gewesen sind, hat es auch mir gut geschienen, der ich allem von Anfang an genau gefolgt bin, es dir, vortreff-

lichster Theophilus, der Reihe nach zu schreiben, auf daß du die Zuverlässigkeit der Dinge erkennest, in denen du unterrichtet worden bist« beginnt Lukas sein Evangelium.¹⁴ »Denn wir haben euch die Macht und Ankunft unseres Herrn Jesus Christus kundgetan, nicht indem wir ausgeklügelten Fabeln folgten, sondern weil wir Augenzeugen seiner herrlichen Größe gewesen sind«, schreibt Petrus.¹⁵

Und Johannes berichtet: »Was von Anfang war, was wir gehört, was wir mit unseren Augen gesehen, was wir angeschaut und unsere Hände betastet haben vom Wort des Lebens; (und das Leben ist geoffenbart worden, und wir haben gesehen und bezeugen und verkündigen euch das ewige Leben, welches bei dem Vater war und uns geoffenbart worden ist;) was wir gesehen und gehört haben, verkündigen wir euch.«¹⁶

Und noch etwas zweites beeindruckte mich: Im Römerbrief steht geschrieben: »Da ist kein Gerechter, auch nicht einer; da ist keiner, der verständig sei; da ist keiner, der Gott suche. Alle sind abgewichen, sie sind allesamt untauglich geworden; da ist keiner, der Gutes tue, auch nicht einer.«¹⁷

Hier nahm zum ersten Mal jemand meinen ausgestreckten Zeigefinger, der immer schnell auf das Unrecht anderer hingewiesen hatte, und setzte ihn auf meine eigene Brust. Langsam dämmerte es mir, daß das Böse in der Welt nicht von irgendeiner unerklärlichen Ursache von außen kommt, von irgendwelchen »Wirtschaftsstruk-

¹⁴ Luk. 1,1-4

¹⁵ 2. Petr. 1,16

¹⁶ 1. Joh. 1,1-3

¹⁷ Röm. 3,10-12

turen« oder »Machtmechanismen«, sondern von innen heraus, ja selbst aus meinem eigenen Herzen, wo alle Greuel und Verbrechen, die in dieser Welt je geschehen sind, im Prinzip und der Anlage nach schon im Keim vorhanden sind.

Das war eine niederschmetternde Entdeckung für mich, und meine Einstellung zur Bibel wurde zwiespältig: Einerseits hatte ich aus dem eben erwähnten Grund eine starke Abneigung, weil dieses Buch mich so schonungslos verurteilte, mich bis ins innerste Mark beunruhigte und meine Motive bloßlegte, andererseits aber spürte ich immer deutlicher, daß hier jemand mit Autorität zu mir sprach, der mir weder schmeicheln noch mich fertigmachen, sondern einfach liebevoll aber bestimmt den Finger auf die wunden Stellen in meinem Leben legen wollte, um mir deutlich zu machen:

»Das ganze Haupt ist krank, und das ganze Herz ist siech. Von der Fußsohle bis zum Haupte ist nichts Gesundes an ihm: Wunden und Striemen und frische Schläge; sie sind nicht ausgedrückt und nicht verbunden, und nicht erweicht worden mit Öl« und »Wir harren auf Licht, und siehe, Finsternis; auf Helle, aber in dichtem Dunkel wandeln wir. Wie Blinde tappen wir an der Wand herum, und wir tappen herum wie solche, die keine Augen haben; wir straucheln am Mittag wie in der Dämmerung. Wir sind unter Gesunden den Toten gleich. Wir brummen alle wie die Bären, und wir girren wie die Tauben. Wir harren auf Recht, und da ist keines; auf Rettung, aber sie ist fern von uns. Denn viele sind unserer Übertretungen vor dir, und unsere Sünden zeugen wider uns; denn unserer Übertretungen sind wir uns bewußt, und unsere Missetaten, die kennen wir: abfallen vom Herrn und zurückweichen von unserem Gott, reden von

Bedrückung und Abfall, Lügenworte in sich aufnehmen und sie aus dem Herzen sprechen.«¹⁸

Inzwischen hatten mir Laura und Tammy übrigens angeboten, in ihrem Kiosk mitzuarbeiten und bei ihrer Familie zu wohnen. Sie besuchten mehrmals in der Woche einen Kreis junger Christen, wohin sie mich auch mitnahmen. Dort merkte ich, wie lebendig und wirksam Gottes Wort sein kann. Ich spürte den himmelweiten Gegensatz zwischen der Bibel als bloßem Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung und ihrer lebendigen Auslegung und Anwendung. Mir wurde langsam klar, welch verheerende Folgen es hat, wenn Lehrer, Pfarrer und Professoren sich anmaßen, über Versöhnung zu sprechen, und selber gar nicht versöhnt sind, über Wiedergeburt zu dozieren, und selber gar nicht wiedergeboren sind, über Rechtfertigung zu schreiben, und selber gar nicht gerechtfertigt sind, ja über Gott zu predigen, und selber keine lebendige, persönliche Beziehung zu Ihm haben.

Dort, in dieser Gemeinschaft junger Christen, welche die Bibel als ihren einzigen, aber auch vollgültigen und absoluten Maßstab hatten, lernte ich vor allem die eine, über Leben und Tod entscheidende Wahrheit: Daß Christus am Kreuz für alle Menschen gestorben ist, so daß jeder zu Ihm kommen kann, und daß ich ganz persönlich mit allen meinen Sünden und aller meiner Schuld zu Ihm kommen und sie Ihm bekennen kann. Ich darf dann wissen, daß Er sie für mich am Kreuz getragen hat, so daß ich vor Gott völlig rein und schuldlos dastehen kann, als hätte ich nie gesündigt oder mich schuldig gemacht.

¹⁸ Jes. 1, 5+6; 59, 9-13

Ein Vers, über den ich damals ständig nachdenken mußte, ist Johannes 5,24: »Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer mein Wort hört und glaubt dem, der mich gesandt hat, hat ewiges Leben und kommt nicht ins Gericht, sondern er ist aus dem Tode in das Leben übergegangen.« Ich konnte es kaum fassen (abgesehen davon kann ich das auch heute noch nicht), daß jemand, der das Wort Christi hört und Seinem Gott und Vater glaubt, jetzt schon ewiges Leben haben und sich bewußt in der Gemeinschaft mit Gott freuen kann, denn es heißt ja »hat« und nicht »wird haben«!

Aber es besteht eben doch ein Unterschied, und zwar ein ganz entscheidender, ob ich um eine Sache nur weiß, oder ob ich auch danach handle. Nachdem ich die grundlegenden Dinge über Umkehr zu Gott und Glauben an Jesus Christus einigermaßen theoretisch begriffen hatte, war ich noch nicht sofort bereit, auch danach zu handeln. In Wirklichkeit hatte ich nämlich noch gar nichts begriffen und war völlig blind für die Gnade Gottes. Denn instinktiv wollte ich mich zuerst selber bessern, um so mit einem gewissen »Anfangskapital« vor Ihn hintreten zu können, um Ihm zu zeigen, daß ich es schon wert wäre, von Ihm gerettet zu werden! Wie blind, töricht, selbstgerecht und eingebildet war ich.

Als aber einmal in der christlichen Gemeinschaft, die ich besuchte, ein junger Mann über die Heilung des Blindgeborenen (Joh. 9) sprach und sagte, daß es nur zwei Gruppen von Menschen gibt: solche, die blind und verloren sind, und solche, die sehen und gerettet wurden, da wußte ich sofort, daß ich immer noch zur ersten Gruppe gehörte: »Wie Blinde tappen wir an der Wand herum, und wir tappen herum wie solche, die keine Augen haben; wir straucheln am Mittag wie in

der Dämmerung. Wir sind unter Gesunden den Toten gleich.«

Eines Tages fragte mich Don Lorenzo, ob ich mit ihm nach Teotitlan in der Provinz Oaxaca im Süden Mexikos fahren wolle. Meine christlichen Freunde warnten mich davor, weil sie wußten, daß Lawrence nicht primär der herrlichen Flora wegen nach Oaxaca fahren wollte, sondern wegen der »heiligen Pilze«, die es dort in einem bestimmten Indianerdorf gab. Das sind psilocybinhaltige halluzinogene Pilze, die eine ähnliche Wirkung wie LSD haben. Sie wuchsen nur in der Umgebung des Bergdorfes Huautla, wenn sie inzwischen auch in alle Welt exportiert worden sind. Nach der indianischen Legende sollen sie aus den Blutstropfen des Herrn entstanden sein, die bei Seinem Wandern über die Erde an diesem Ort zu Boden gefallen sein sollen. Für die in äußerst ärmlichen Verhältnissen lebenden Indios sind diese Pilze ein übernatürliches Geschenk, das ein wenig Farbe in ihren von Hunger und Existenzangst geprägten Alltag bringt. Sie essen diese Pilze in genau festgelegten nichtöffentlichen Zeremonien unter Leitung eines Schamanen. Ein solcher Zauberer war ein guter Bekannter von Lawrence.

Ich schlug jedenfalls alle Warnungen vor Lawrence und Huautla und den »heiligen Pilzen« in den Wind, sagte, daß ich alt genug wäre, um auf mich selbst aufzupassen und fuhr mit Lawrence nach Oaxaca.

Nach einigen wunderschönen Tagen in Teotitlan (Lawrence hatte viele Bekannte dort, die ihn alle freudig bis ehrfürchtig begrüßten; später erfuhr ich, daß er einen gutgehenden Handel mit indianischen Antiquitäten betrieb, die ihm die Leute dort suchten, und die er dann mit tausendprozentigen Gewinnen in die Vereinigten Staaten verkaufte), wollte Lawrence nach Huautla fahren.

Ich hatte beschlossen, in diesem paradiesischen Tal mit seinem betäubenden Blütenduft zu bleiben, aber schließlich überredete er mich doch und wir kletterten in den Bus, der uns über halsbrecherische Serpentina die Berge hoch nach Huautla brachte. Eigentlich hatten wir ausgemacht, daß ich nur mal »so zum Sehen« mitkomme, aber Lawrence schlug mich auch dazu breit, an einer solchen Pilzzeremonie mit dem ihm bekannten Schamanen Don Domenico teilzunehmen. Ich gab schließlich nach, weil mir Lawrence dauernd auf die Nerven ging. Er war der Mensch, über den ich mich in dieser Zeit mit Abstand am zweitmeisten ärgerte (am meisten ärgerte ich mich natürlich über mich selbst).

Nun, die Nacht des Pilz-Rituals kam – und ging auch vorbei. Ich war heilfroh, mehr oder weniger unbeschadet unten in Teotitlan aus dem Bus steigen und wieder »den Duft wilder Blumen durch meine Adern fließen« lassen zu können.

Zurück in Mexico City hatte ich große Angst vor der Frage, ob ich »heilige Pilze« gegessen hätte, da ich doch versprochen hatte, es nicht zu tun. Als ich dann Laura und Tammy von der Reise erzählte, sprudelte ich über mit einer Fülle von Details über alles mögliche – nur damit sie den Eindruck bekämen, ich wäre nicht in Huautla gewesen, und ich hoffte, daß mir so die gefürchtete Frage erspart bleiben würde. Man kann natürlich auch lügen, ohne zu »lügen« ...

Die Frage wurde mir übrigens nie gestellt. Aber als ich zwei Tage später mit einem Sack Orangen, die ich gerade gekauft hatte, zu unserem Kiosk zurückkam, merkte ich, daß Unheil in der Luft lag. Laura und Tammy hatten die Köpfe gesenkt und sagten mir ziemlich tonlos, Don Lorenzo wäre hier gewesen, er hätte noch einige Pil-

ze mit nach Hause gebracht, die würde er gerne gemeinsam mit mir verzehren. Ich stand wie vom Donner gerührt.

Sechs: Saved (1974)

*Ich war vom Teufel verblendet,
geboren und schon ruiniert,
eiskalt und mausetot,
schon als ich aus dem Mutterleib kam.
Doch Seine Gnade hat mich berührt,
sein Wort hat mich geheilt,
seine Hand hat mich befreit,
sein Geist hat mich versiegelt.
Und ich bin gerettet,
gerettet durch das Blut des Lammes!
Und ich bin so froh, so froh,
ich will Dir einfach danken, Herr!
Durch Seine Wahrheit kann ich aufrichtig sein,
durch Seine Stärke werde ich durchhalten,
durch Seine Macht wurde ich aufgerichtet,
in Seiner Liebe bin ich geborgen.
Denn Er hat mich um einen Preis erkauft,
hat mich befreit aus der Grube
voller Sinnlosigkeit und Schrecken
und dem Feuer, das darin brennt.
Ja, ich bin gerettet ...
Niemand kam, um mich zu retten,
niemand wagte es!
Ich war drauf und dran, endgültig unterzugehen,
aber durch Seine Barmherzigkeit
wurde ich verschont.
Nicht durch Werke,*

*sondern durch Glauben an Den, der mich berufen hat.
So lange schon bin ich behindert worden,
so lange schon bin ich gebremst worden.
Aber ich bin gerettet ...»¹⁹*

(Ich habe bis hierher die Lieder Dylans zitiert, weil sie treffend die jeweiligen Abschnitte meines Lebens beschreiben, ohne mich mit allen Aussagen und der Musik Dylans identifizieren zu wollen.)

Ich weiß nicht, ob mir in dieser Zeit etwas Unangenehmeres hätte passieren können. Die Menschen, die mir damals am meisten bedeuteten – ausgerechnet vor ihnen mußte ich als Lügner dastehen – das war fast zuviel für mich! Das Datum war Dienstag, der 1. Oktober 1974, und es war am späten Vormittag, etwa Elf oder Halbzwölf. Alle drei, Laura, Tammy und ich, verrichteten unsere Arbeit, bedienten Kunden, preßten Orangen aus, spülten Gläser, aber keiner sprach zu dem andern ein Wort, wir schauten einander nicht einmal an.

Aber mein Inneres, mein Verstand, mein Wille, mein Gefühl, alles arbeitete auf Hochtouren.

Was hatte ich früher in solchen Situationen gemacht? Wenn ich unterwegs war, machte ich mich einfach aus dem Staub, fuhr in eine andere Stadt, und versuchte so, meinem schlechten Gewissen davonzulaufen.

Wo das nicht so leicht möglich war, z.B. in der Schule, hatte ich mir schnell eine Maske zurechtgebastelt mit den Ingredienzen Lüge, Zynismus und Angeberei. Natürlich mußte ich mir im Laufe der Jahre viele solcher Masken anfertigen, und das Dumme dabei war nur, daß man die

¹⁹ Bob Dylan 1980

alten nicht wegwerfen konnte, weil eben urplötzlich gewisse peinliche Situationen kommen konnten, wo man die alten Lügengeschichten neu auf-tischen mußte, vielleicht notdürftig geflickt und ausgebessert. So sammelte sich im Lauf der Zeit ein Sack voll an – so stellte ich es mir wenigstens vor – angefüllt mit all den Lügen und Gemeinheiten, wo ich anderen etwas vorgemacht, sie hereingelegt und zu meiner eigenen Selbstdarstellung ausgenutzt hatte. An diesem Sack trug ich immer schwerer, und früher oder später würde er mir das Rückgrat brechen (mein moralisches Rückgrat bestand sowieso nur noch aus lauter Splittern).

Über diese beiden Alternativen – davonlaufen oder eine neue Maske anfertigen – dachte ich angestrengt nach, als mir irgendwie eine dritte Möglichkeit bewußt wurde. Wie, wenn ich nun wirklich ernst machen und mit meiner ganzen Schuldenlast zu dem Gekreuzigten gehen würde? Hatte Er nicht selbst gesagt: »Kommet her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen, und ich werde euch Ruhe geben«?²⁰ Ein Lichtstrahl fiel in das unbeschreibliche Chaos meines Herzens.

Mein ganzes Leben lief vor meinen inneren Augen ab. Ich sah deutlich die Schmerzen, die ich zugefügt, die tiefen Wunden, die ich geschlagen hatte. Ich sah meine Versäumnisse, sah, wie die ersten zwanzig Jahre meines Lebens einfach den Bach hinuntergeflossen waren, um nichts als schmutzige Spuren zu hinterlassen. Und in allem wurde mir deutlich, daß dies ja nur Symptome waren für meine eigentliche tödliche Krankheit, an der ich dahinsiechte: dem Getrenntsein von Gott, der die

²⁰ Matth. 11,28.

Quelle allen Lebens ist. Trotz aller scheinbaren Vitalität steckte in mir die Fäulnis des Todes, und eines Tages würde ich, wenn es so weiterging, den ewigen Tod ernten. Das war die eine Seite.

Auf der anderen Seite war die Möglichkeit der Vergebung meiner Schuld, der Befreiung aus meinen Lastern, der Wiedergutmachung meiner Versäumnisse, der Rettung vor der Verdammnis. Ein unsagbarer Kampf tobte in meinem Innern, während ich Gläser abspülte und diesem Kunden eine Erdbeer-, jenem eine Bananenmilch mixte. Ich wußte, heute war der Tag der Entscheidung. Entweder ich würde vor Jesus Christus bedingungslos kapitulieren – und dafür ein Leben in ewiger Herrlichkeit erhalten, oder ich würde jetzt trotzig die Faust ballen – und die ewige Nacht wählen.

Dieses Hin und Her und Für und Wider dauerte zwei oder drei Stunden, ich weiß es nicht mehr genau. Und ich weiß auch nicht, wie es kam, aber Hauptsache ist, daß es so kam, daß ich vor dem lebendigen Gott meine Waffen streckte.

Ich sagte zu Laura und Tammy: »Ich habe euch angelogen, bitte vergebt mir!« Und dann brachte ich nichts mehr heraus außer Tränen.

Ich hatte schon jahrelang nicht mehr geweint, und jetzt hatte ich die Kontrolle über mich einfach verloren. Ich wollte dem Herrn Jesus einfach alles, alles sagen, mein ganzes verpfushtes Leben vor Ihn hinbringen, aber ich fand einfach keine Worte mehr dazu. Ich weinte Tränen des Schmerzes über meine verlorene Vergangenheit, meine vergeudete Jugend, mein Leben ohne Gott. Aber ich weinte auch Tränen der Freude – der Freude darüber, daß ich meinen Gott persönlich als Heiland kennenlernen durfte, darüber, daß ich in Seiner Hand geborgen sein würde für Zeit und Ewigkeit.

In diesem Augenblick, wo ich mit nicht akustisch wahrnehmbaren Worten, aber doch ganz bewußt und willentlich mich selbst und mein ganzes Leben dem Herrn Jesus übergab und Sein Erlösungswerk für mich persönlich in Anspruch nahm, bekam ich eine tiefe innere Sicherheit und Gewißheit, daß mich niemand und nichts je von Ihm würde trennen können. Er selbst verspricht ja: »Meine Schafe hören meine Stimme, und ich kenne sie, und sie folgen mir; und ich gebe ihnen ewiges Leben, und sie gehen nicht verloren ewiglich, und niemand wird sie aus meiner Hand rauben. Mein Vater, der sie mir gegeben hat, ist größer als alles, und niemand kann sie aus der Hand meines Vaters rauben.«²¹

Meine Geschichte ist hier eigentlich zu Ende. Oder, besser gesagt, hier beginnt sie erst. An diesem Tag wurde ich nämlich, wie die Bibel sagt, »von neuem geboren«.²² Auch als Christ mußte ich wie ein neugeborenes Kind anfangen, zu wachsen und erste »Schritte« zu tun und mußte lernen, meinem Gott und Vater in allen Lagen zu vertrauen. Und dann durfte und darf ich auch allmählich die in Seinem Wort enthaltenen wunderbaren Gedanken und Pläne kennenlernen, um Ihm dafür Bewunderung und Anbetung zu bringen. Denn: »Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben; uns aber hat Gott es geoffenbart durch seinen Geist, denn der Geist erforscht alles, auch die Tiefen Gottes.«²³

²¹ Joh. 10,27-29

²² Joh. 3,3,5

²³ 1. Kor. 2,9-10

In dieser Zeit, die ich bisher mit dem Herrn gehen durfte, habe ich manche Höhen und Tiefen erlebt, aber die Gewißheit, in Gottes Liebe geborgen zu sein, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn, ist durch nichts ins Wanken geraten, sondern von Tag zu Tag tiefer geworden.

»Wer wird uns scheiden von der Liebe Christi? Drangsal oder Angst oder Verfolgung oder Hungersnot oder Blöße oder Gefahr oder Schwert? Wie geschrieben steht: ›Um deinetwillen werden wir getötet den ganzen Tag; wie Schlachtschafe sind wir gerechnet worden.« Aber in diesem allen sind wir mehr als Überwinder durch den, der uns geliebt hat. Denn ich bin überzeugt, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentümer, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, noch Gewalten, weder Höhe noch Tiefe, noch irgendein anderes Geschöpf uns zu scheiden vermögen wird von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserem Herrn.²⁴

²⁴ Röm. 8,35-39

Die Ruhe der Rast losen

ALFONS BÖLLERT

Schnaps blieb nicht das letzte Wort

Man schrieb das Jahr 1945.

Der zweite Weltkrieg mit all seinen Schrecken war vorüber. Die Spuren dieses Krieges, die Hoffnungslosigkeit, das scheinbar vergebliche Leid, die Frage nach dem »Warum« und »Wohin« beschäftigte jeden.

Überall Trümmer und Chaos, nicht nur in den Städten, sondern vor allem in den Herzen der Menschen. Ich erinnere mich gut an die vielen Anklagen, die ich in dieser Zeit zu hören bekam:

»Wie kann Gott so etwas zulassen!«

Trotzdem waren die Kirchen plötzlich wieder voll; man suchte in der Religion eine Antwort zu finden.

Den größten Teil meiner Schulzeit verbrachte ich im Luftschutzkeller und so waren die Jahre geprägt von der Sorge um das tägliche Überleben. Ich erinnere mich gut an folgende Situation: Mit meinen Schulkameraden ging ich den 7 km langen Weg von der Schule nach Hause, weil die Transportverbindung unterbrochen war. Plötzlich hörten wir Tiefflieger über uns. Wir kamen uns vor wie Kaninchen, die auf freiem Feld gejagt werden. Wir schlugen Haken, um den Schüssen aus der Bordkanone zu entfliehen. Nachdem wir unbeschadet zu Hause angekommen waren, lautete unser Kommentar: Da haben wir aber Schwein gehabt!

Auch kann ich mich noch gut erinnern, daß in den

Sekunden, in denen ich um mein Leben lief, die Frage in mir auftauchte: »Was passiert, wenn plötzlich alles aus ist?« Je mehr ich dann zu Hause dieser Frage nachging, desto mehr tauchte dann eine andere Frage auf: »Was ist eigentlich ›Leben‹?« – Niemand konnte mir diese Frage beantworten, denn die Religion – besonders die, in welcher ich aufwuchs – hatte keine Antwort und konnte auch keine Antwort geben.

Damals war ich im 14ten Lebensjahr, also in einem Alter, in dem viele Fragen auftauchen. Ich lebte mit meinen Eltern in einem Dorf in der Nähe von Koblenz am Rhein. Mein Bruder war noch in Gefangenschaft und ich erlebte mit, wie Vater und Mutter sich um meinen Bruder sorgten. Bei jedem Klingeln an der Haustüre die Frage: Ist er es?

Meine Eltern waren die besten Eltern, die es gab, und ich darf bezeugen, daß ich in einem Elternhaus aufwuchs, wo wir umsorgt wurden. Alle Liebe, die ein Mensch nur geben kann, gaben mir mein Vater und meine Mutter. Es tut mir weh, daß ich diese Liebe später mit Füßen getreten habe.

Ich glaube, keine Generation wurde so mit dem Tod konfrontiert wie die unsrige. Deshalb ist es verständlich, daß die Sehnsucht nach Leben in jedem von uns aufbrach. Mit dem Kriegsende tauchte ein neues Überlebensproblem auf: der Hunger. Obwohl meine Eltern strikt dagegen waren, tat ich, was alle taten: Alles, was nicht niet- und nagelfest war, ging mit.

Zuerst machte ich mir schon Gedanken über mein Tun, aber nach und nach wurde der Diebstahl etwas Normales. Da sich unter dem Diebesgut nicht nur Eßwaren, sondern auch Alkohol befand, kam ich schon früh mit diesem Stoff in Berührung.

So entfernte ich mich innerlich immer mehr von meinen Eltern. Wie schwer muß es für sie gewesen sein, als sie sahen, daß ihr Sohn, in den sie bestimmte Hoffnungen gesetzt hatten, mehr und mehr die Verbrecherlaufbahn einschlug. Einmal auf dieser schiefen Ebene, gibt es dann kaum ein Halten mehr.

Ein wenig versuchte ich zu bremsen, indem ich eine Lehre als Speditions- und Schifffahrtskaufmann begann. Aber da kam ich vom Regen in die Traufe. Dort wurde ich jeden Tag mit Alkohol konfrontiert – es verging kein Tag, an dem ich als Lehrling nicht ins Spirituosen-geschäft fahren mußte, um Schnaps zu kaufen. Man trank dieses Zeug aus Wassergläsern, und ich merkte schnell, daß dieser Schnaps mein Image aufpolierte. Immer, wenn ich ihn trank, waren die Probleme verschwunden, und die Welt sah nicht mehr so trübe aus. Die Frage nach dem Sinn des Lebens erhielt ihre Antwort in der Flucht vor dem Leben.

In betrunkenem Zustand fuhr ich – natürlich ohne Führerschein – gegen einen Baum. Beim Aussteigen war mein erster Gedanke: »Da hast du aber Schwein gehabt!« Dennoch wurde mir in diesem Augenblick bewußt, daß es so nicht weitergehen konnte. Doch ein Zurück gab es auch nicht mehr.

Um mich herum hastete und jagte alles nach Geld. Geld ist erstrebenswert, und mit Geld kannst du dir das Leben erkaufen, das waren meine Gedanken. Trotzdem kam immer wieder die innere Stimme: »Aber was kommt danach?« So drehte sich die ganze Palette der Zeit, bis mein Blick zu dem Punkt kam: »Die letzte Stunde meines Lebens.« Irgendwann würde sie kommen, das war klar, und wieder stand diese Frage vor mir: »Was dann?«

Ich merkte schnell, daß ich mich in einem Kreis

befand, aus dem ich nicht herauskommen konnte. Die Erwachsenen um mich herum hatten keine Angst. Sie schimpften nur über die so tief gesunkene Jugend. Ihre Lebenserfüllung war Arbeit und Mühe, und dann kommt sowieso irgendwann das Ende. So steht es auch heute noch auf manchem Grabstein: »Sein Leben war Arbeit und Mühe für die Seinen.« Das könnte genauso auf dem Grabstein eines Pferdes stehen. Mein Entschluß stand fest: Ich steige aus – ich will leben und sei es noch so kurz.

Durch einen sogenannten Schicksalsschlag wurde ich wiederum gedrängt, die Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens in der Religion zu suchen. Ich stieg mit allem Elan tief in den römisch-katholischen Mystizismus ein. Durch Meditation in Klöstern, durch Weihrauch – ja durch alles, was mein Empfinden beeinflussen konnte, versuchte ich mich zu einem höheren Wesen hinaufzuschrauben.

Ich baute mir eine religiöse Leiter mit den selbst gezimmerten Sprossen guter Werke – aber ich blieb innerlich nicht nur leer, sondern wurde immer zerrissener und durch die Selbstkasteiung ein Wrack und ein Schatten meiner selbst.

Die Schlußfolgerung war: Das ist nicht Leben! Aber wo kann das Leben sein? – Doch nur in einer lebenpulsierenden Großstadt. So siedelte ich mit knapp achtzehn Jahren dorthin um. Um wenigstens noch in etwa die Form zu wahren, wurde ich Student der Akademie für Welthandel. Ich trug mich in die einzelnen Fächer ein, besuchte aber keine einzige Vorlesung. Die Akademie sah mich lediglich an dem Tag meiner Eintragung. Ich nahm einen Job an, dem ich wenigstens am Anfang noch nachging.

Durch meine englischen Sprachkenntnisse fand ich sehr schnell Anschluß an das amerikanische Militär. Zu der Zeit gab es viele amerikanische Nachtbars, in die man nur in Begleitung amerikanischer Soldaten hineinkam.

Alkohol kannte ich bereits, was hier in diesen Bars noch dazukam, war Rauschgift, Marihuana, ein verhältnismäßig schwaches, aber tückisches Rauschgift. Nun, um an dieses Zeug heranzukommen, brauchte man Geld. Diebstahl war für mich auch nichts Neues. Neu für mich war lediglich der Handel mit dem Rauschgift.

Mit der Zeit war ich derart in diesem Netz gefangen, daß ich mich stets auf der Flucht vor der Militärpolizei befand.

Der Tagesablauf bestand darin, tagsüber – wenn möglich – zu schlafen und nachts in die Bars zu gehen. Nun kam der Sex noch dazu. Auch hier entdeckte ich schnell, daß damit Geld zu machen war, und so interessierte mich das weibliche Wesen weniger um meiner Befriedigung, sondern um des Geldes willen. Für mich – aus der Rückschau gesehen – eines der schlimmsten Verbrechen, das ein Mensch begehen kann.

Es ist ein brutaler Sklavenhandel: Der Mensch wird zur Ware. Skrupellos ging ich über alle menschlichen Regungen hinweg, um nur an das Ziel zu kommen: »Geld!«

Die Nächte kosteten viel. Die »Freunde«, die man dringend brauchte, um gedeckt zu werden, verschlangen Unmengen. Ich hatte den Eindruck, je mehr Geld ich bekam, desto mehr brauchte ich. Ein Teufelskreis, aus dem es kein Aussteigen zu geben schien.

Aber innerlich schrie meine Seele. Ich war trotz allem, was ich mir leisten konnte, trotz der vielen Menschen um mich herum, unendlich einsam. Ich spürte den Schmutz meines Lebens.

Ich erinnere mich, daß ich morgens aus der Bar kommend ein Bad aufsuchte meistens am Hauptbahnhof, um die Spuren der Nacht abzuwaschen. Schlaue, wie ich mich hielt, nahm ich mir eine Wohnung, in der man am wenigsten einen Verbrecher vermutete. Ich zog in das Kolpinghaus und konnte dort gut meine Schau abziehen.

Vor dem katholischen Priester brauchte ich das noch nicht einmal zu tun.

Ab 1950 verschärfte sich die Polizeikontrollen, weil mehr und mehr der deutschen Polizei die Kontrolle über die Stadt Frankfurt gegeben wurde. Wir bedauerten in diesem Fall die Gründlichkeit der Deutschen. Wie es kommen mußte, ich wurde immer mehr in den Kreisen der Polizei bekannt.

Mit der Zeit verlor ich meine Ausweise, die Geldquellen versiegten, die Schulden wurden größer. Reisepaß, Personal- und Studentenausweis lagen in verschiedenen Nachtlokalen.

So suchte mich nicht nur die Polizei, sondern auch die Besitzer der Lokale. Für eine Zeit konnte ich nach Belgien ausweichen, aber auch dort war der Aufenthalt nur von kurzer Dauer. Nach meiner Rückkehr konnte ich mich in Frankfurt kaum noch auf der Straße blicken lassen. Die Kreise, in denen ich mich bewegte, wurden immer finsterner. – Verfolgt von außen und innen wollte ich Schluß machen, als mir ein amerikanischer Militärkoch das Angebot machte, mich in die Fremdenlegion zu schleusen.

Mir war wohl bewußt, was das zu bedeuten hatte. Doch ich sah keinen anderen Ausweg. Ich schrieb noch einen Brief nach Hause – mit dem kurzen Inhalt: »Ihr werdet Euren Sohn nicht mehr wiedersehen.« Welch ein Schlag das für meine Eltern und auch für meinen Bruder gewesen ist, kann man nicht schildern.

Nun hatte ich aber in dem Kolpinghaus noch einige Sachen, die ich gerne mitnehmen wollte. So schlich ich zurück, um meine Sachen zu holen. Doch der Portier entdeckte mich und sagte: »Du wirst gesucht!« Das war für mich nichts Neues, aber als er mir sagte: »Da kommt laufend ein Anruf von deinem Bruder«, wagte ich es, doch noch wenige Augenblicke zu verweilen.

Mein Bruder sagte mir am Telefon seine Hilfe zu und versprach mir telegraphisch eine hohe Geldsumme zu senden. So bewahrte mein Bruder mich vor dem Eintritt in die Fremdenlegion. Nun, was tat ich nach diesem Anruf? Ich ging ins Hotel und bestellte mir, obwohl auch dort die Schulden hoch waren, eine Flasche Sekt. Der Kellner wußte von meinen Schulden und wollte mir nichts geben. Da besaß ich auch noch die Frechheit, mich bei dem Geschäftsführer zu beschweren.

Kurze Zeit später war ich auf der Verlobungsfeier meines Bruders. Gegen 22.00 Uhr brachte er mich zum Bahnhof, aber ich ließ den Zug fahren, setzte mich in ein Taxi und fuhr wieder zur Wohnung, wo gefeiert wurde. Ich wollte die Lieben überraschen, stellte meinen Koffer vor die Haustüre und kletterte an der Mauer hoch zur Veranda. Mit einem Sprung wollte ich mich am Balkon hochziehen, doch dieser war neu verputzt und der Putz war noch frisch. So stürzte ich ab in den Garten und mit der Wirbelsäule genau auf die in den Boden gesteckten Steine.

Erst als ein Nachbar meinen Bruder darauf aufmerksam machte, daß vor der Tür ein Koffer stand, begannen sie die Suche nach mir und fanden mich im Garten. Als mein Vater sah, wie ich da lag, befahl er, mich nicht anzurühren und rief den Krankenwagen. Auch diese Leute veränderten meine Lage nicht, sondern so, wie ich

fiel, wurde ich auf den OP-Tisch gelegt. Der Arzt teilte dann mit: »Doppelter Wirbelsäulenbruch, wahrscheinlich querschnittsgelähmt.«

So lag ich nun vom Kopf bis zum Fuß in Gips verpackt und konnte über mein Leben nachdenken. Vier Wochen lang hatte ich keine Reflexe in den Füßen und im Magen – war ich also doch querschnittsgelähmt? Heute erinnere ich mich, daß ich in dieser Zeit oft über Gott nachdachte.

Er war mir ein weit entfernter Gott, und ich konnte mit ihm nichts anfangen. In den Nächten, wenn ich nicht schlafen konnte, war es mir, als ob dieser Gott mir ganz nahe wäre. Doch ich war noch nicht bereit, die Schuld in mir zu suchen. Jeder andere war schuld, nur ich nicht. Ich gab sogar denen die Schuld, die sich stets in Liebe um mich sorgten.

Eines Morgens, nach der Untersuchung, sagte der Arzt: »Herr Böllert, Sie haben Schwein gehabt! Ihre Reflexe kommen zurück und nach einigen Monaten werden Sie wieder laufen können.« Trotz dieser Mitteilung wurde ich innerlich nicht froh, denn ich wußte, das war nicht mein Problem, mein Problem war viel tiefer.

Ich sah junge Menschen um mich herum, die scheinbar zufrieden ihren Lebensweg gingen: Junge Menschen, die ihr Leben in der Hand hatten, so schien es jedenfalls. Ich stellte Fragen an diese jungen Leute, die mir stets ihren Lebensweg in rosaroten Farben schilderten. Die Gespräche liefen immer ganz gut, bis wir dann an den Punkt kamen: Und was dann? Irgendwie muß das Leben doch einen tieferen Sinn haben, als eine glückliche Ehe und einen sicheren Beruf. Wenn es wirklich einen Schöpfergott gibt, dann muß doch dieser Gott in seinem Plan ein Ziel für den Menschen gehabt haben. Ich merkte,

diese Menschen haben an einer Stelle aufgegeben, resigniert! Sie wollen sich nicht mit der tieferen Frage nach dem Sinn des Lebens beschäftigen.

Kurze Zeit später versuchte ich es noch einmal im Gespräch mit einem katholischen Priester. Das einzige, was er mir zu bieten hatte, war dies: »Versuch dein Leben recht und schlecht zu leben, glaube an die Kirche! Irgendwie wird es weitergehen!« Aber mir war so klar: Das ist nicht die Wahrheit!

Jetzt begann ich die Menschen zu hassen, die tagtäglich zur Kirche liefen. Sie kamen mir vor wie Mastochsen, die zu ihrer eigenen Schlachtung liefen.

Nachdem man mir gesagt hatte, daß ich wieder ganz gesund würde, verschaffte ich mir nach und nach Schlaf-tabletten, teils gesammelt, teils abends von dem Tablett der Schwester gestohlen, um einzuschlafen und nie wieder wach zu werden. Doch mein Selbstmordversuch fiel auf. Mein Nachbar rief den Arzt, nachdem ich auf sein Rufen keine Antwort mehr gab und auch nicht mehr geben konnte. Das war für die Ärzte zu hoch, Sie meinten, sie hätten mir doch eine positive Auskunft gegeben: »Du wirst gesund!« – Und dann so etwas. Ich erzählte dem Arzt mein Problem, bekam aber kein Antwort.

Von dem Augenblick des gescheiterten Selbstmordversuches an beschäftigte mich nur eines: »Einmal wird es dir gelingen, Schluß zu machen!« Nachts kamen mir die Gedanken meiner Schuld, meines ganzen Versagens. Heute weiß ich, daß es ein Reden Satans war: »Schau mal, dein Leben ist gelaufen! Was ist noch übrig von dir. Komm, wirf den Rest doch auch noch weg!«

Die Bibel sagt: »Der Lohn der Sünde ist der Tod« (Röm. 6,23). Satan präsentiert die Rechnung, und wenn

er sich auch manchmal viel Zeit dazu läßt – einmal kommt der Augenblick in jedem Menschenleben.

Als ich aus dem Krankenhaus entlassen wurde, war ich voller Haß auf meine Umgebung, auf mich, auf alles. Mein erster Weg führte in die Kneipe. Sich dort einmal so richtig volllaufen lassen, alles vergessen! Doch schon während ich trank, wurde mir klar, dieses Vergessen ist nur für kurze Zeit.

Meine Eltern nahmen mich liebevoll auf, und ich nahm mir vor, etwas netter und freundlicher zu ihnen zu sein. Ich lebte eigentlich ein Doppelleben: Zuhause versuchte ich den braven Jungen zu spielen, während in den Kneipen mein altes Leben weiterlief. Obwohl mein ganzer Verdienst in die Gaststätten ging, reichte er nicht aus, die Zeche zu bezahlen. So mußte mein Vater auch noch diese Schulden tilgen. Wie gemein ein Mensch sein kann, habe ich an mir selbst erfahren: Als ich merkte, der Vater zahlt, machte ich noch mehr Schulden.

Nun nahm ich nochmals einen Anlauf herauszukommen, indem ich es mit Philosophie und fernöstlichen Religionen versuchte. Für kurze Zeit war der Alkohol tabu, aber was ich in dieser Zeit erlebte, möchte ich meinem ärgsten Feind nicht wünschen. Dagegen war der Alkohol ein Kinderspiel! Ich konnte keine Nacht mehr schlafen. Erst meinte ich, ich würde mich in einem Delirium befinden, aber dann stellte ich fest: »Nein, das sind die Dinge, mit denen du dich beschäftigst.«

Die Gedanken an den Selbstmord wurden immer stärker, und ich erinnerte mich an meinen ersten vergeblichen Versuch im Krankenhaus. So besorgte ich mir wieder Tabletten und ich stellte fest: Mit ein wenig Alkohol hatten diese Tabletten dieselbe Wirkung wie ein Vollrausch. Nach dieser Entdeckung vergaß ich schnell die

Selbstmordabsichten und begann nun, wie ein Apotheker mit Medikamenten zu experimentieren.

Ein gefährliches Spiel begann. Anfangs machte es mir Spaß, auszuprobieren, wieviel Schlaf- und Schmerztabletten ich mit Alkohol vertragen konnte. Mir war klar, wenn ich die Grenze überschritt, würde ich im Krankenhaus wieder erwachen. Um das zu verhindern, ging ich in den Wald, damit mich niemand finden konnte.

So war ich nicht nur Stammkunde in der Gaststätte, sondern auch in den Apotheken. Ließ ich einmal die Tabletten weg, begann die Hölle! Zuerst Zittern, dann Schweißausbrüche! Mit den Fingern kratzte ich die Wand ab. Oft waren die Fingerspitzen am Morgen blutig und das Blut brachte mich auf eine neue Idee: Ich nahm eine Rasierklinge und schnitt kreuz und quer meine Brust auf. Da ließ das Zittern nach, die Schweißausbrüche hörten auf. Den Ärzten war dies ein Phänomen.

Mehr und mehr sonderte ich mich von der Gesellschaft ab und wurde ein Einzelgänger. Doch in dieser ganzen Not wußte ich, es mußte irgend etwas geben, das man Leben nennt!

Ich schreibe das alles nicht, um meine Schandtaten aufzuzeigen. Welchen Ruhm sollte ich auch damit einheimsen? Denn wer gibt schon gerne sein Versagen zu und wer zeigt schon gerne seine schlechten Seiten? Ich muß dies alles schreiben, um die Wahrheit ans Licht zu bringen, aber auch um zu zeigen, wie schlau Satan ist. Seine Taktik ist immer die gleiche: Er zeigt dir seine Angebote: Alkohol, Drogen, Sex usw.! Aber wie Seifenblasen zerplatzen sie in deiner Hand, und du suchst nach neuen. Diese Seifenblasen werden immer schillernder, aber auch immer gefährlicher. Laß dich nicht beeindrucken von den Menschen um dich herum,

wenn sie auch noch so einen erfüllten und zufriedenen Eindruck machen. Sie sind alle auf dem gleichen Weg wie du. Ohne die Klärung der Schuldfrage ist es völlig gleichgültig, ob jemand in weichen Kissen oder vollgepumpt mit Drogen auf einer Parkbank stirbt. Ohne die Antwort auf die Lebensfrage ist es egal, ob du als biederer Ehemann durchs Leben gehst – oder als Verbrecher.

Mein erster Psychologe sagte mir: »Du mußt einfach vergessen und von neuem anfangen.« Aber auf meine Frage: »Auf welchem Fundament soll ich dann wieder aufbauen?« hatte er keine Antwort. Er sagte: »Ignoriere die Schuld! Es gibt keine Sünde, das ist alles nur Einbildung.« Nun, sollte das denn alles Einbildung sein, was mich mein Leben lang quälte, was mich nicht zur Ruhe kommen ließ? Wie ein Berg stand die Schuld über mir, und sie konnte mich jeden Augenblick zermalmen. Sollte das alles Einbildung sein? Übrig blieben nur ungelöste Fragen.

Danach versuchte ich es mit Ideologien, eigentlich war es mir gleichgültig, mit welcher. In Marx und Lenin vermutete ich Menschen, welche die Antwort auf die Frage nach dem Leben gefunden hatten. Doch nach kurzem Studium merkte ich, daß sie genauso im Dunkeln tappeten wie ich.

So nach und nach ekelte mich das Leben in den Gaststätten an, und ich zog mich in die Einsamkeit zurück. Ich wollte einfach keine Menschen mehr sehen, ich haßte sie, weil niemand eine Antwort auf meine Not und auf mein Elend hatte.

In dieser Hoffnungslosigkeit und Einsamkeit baute ich mir mein eigenes kleines Reich auf, und in diesem Reich herrschte der Alkohol und die Tabletten. Ich wußte genau, was ich pro Tag brauchte, und so war mein Tages-

ablauf nur von dem einen Gedanken beherrscht: »Wie komme ich an meinen Stoff?«

Ich hatte die Sachen so gut versteckt, daß ich oft selbst nicht wußte, wo ich suchen sollte. Es konnte geschehen, daß ich nachts draußen im Garten mit dem Schlafanzug herumliefe und im Boden nach meinen vermeintlichen Schätzen suchte. Zitternd (nicht nur vor Kälte) war ich dann glücklich, wenn ich mit dem Gefundenen wieder in mein Zimmer kam. Die Enttäuschung war groß, wenn ich nichts fand, denn ich wußte, nun kamen schlimme Stunden bis endlich die Apotheke oder ein Kiosk aufmachen würde.

Mein Arbeitgeber zeigte enorme Geduld mit mir, aber entsprechend meiner schlechten körperlichen Verfassung war auch mein Verdienst. So wurde ich ein Künstler im Betteln, besonders bei meiner Familie. Ich fand immer wieder neue Argumente, immer wieder neue Ausreden, und wenn es auch nur Pfennige waren, so war ich froh, denn ich kaufte ja den billigsten Stoff.

Schlimm wurde es, nachdem mich die Apotheken in der näheren Umgebung kannten und mir nichts mehr geben wollten. So lief ich dann oft Kilometer weit oder fuhr mit dem Fahrrad in andere Orte. Oft stand ich lange vor der Apotheke bis der Verkäufer, von dem ich wußte, daß ich ihm bekannt war, einmal nach draußen ging. Dann stürzte ich schnell hinein und versuchte es bei einem anderen Verkäufer. Kaum aus der Apotheke heraus, hatte ich schon zehn Schlaftabletten im Mund. Es schmeckte scheußlich, der Magen drehte sich förmlich um. Aber nur nicht brechen, denn dann war alles umsonst. Nun wußte ich, daß ich spätestens in einer halben Stunde mindestens acht Schmerztabletten nehmen mußte, damit die Wirkung der Schlaftabletten eine

andere Richtung nehmen würde. Dann nach kurzer Zeit mindestens drei Flaschen Bier hinterher und dann war der Tagesbedarf wieder gedeckt.

Jeder kann sich ausrechnen, wie es nach kurzer Zeit mit meinem Gesundheitszustand aussah. Zu allem Überfluß wurde ich auch noch von vielen bedauert, weil die wenigsten ja wußten, woher dieses schlechte Aussehen kam.

So kam es, wie es kommen mußte, ich wurde mit einem Kreislaufkollaps ins Krankenhaus eingeliefert. Der Arzt sagte mir später: »Wir gaben nichts mehr für dich! Daß du nochmal wach wurdest, grenzt an ein Wunder.« Das war das Stichwort für mich. Trotz der Entziehungserscheinungen, die nunmehr eintraten, hatte ich wiederum Zeit, über mein Leben nachzudenken. Ich ging in Gedanken die einzelnen Stationen meines Lebens noch einmal durch und kam immer wieder auf das eine: »Wunder über Wunder!« Eigentlich müßte ich ja schon längst nicht mehr da sein! Die Redensart »Schwein gehabt« schien mir doch für das alles zu billig zu sein.

Wieder kam bohrend die Frage: »Ist da nicht doch ein höheres Wesen, das seine Hand über dich hält? Ist da nicht doch ein Schöpfer, der dich in seine wunderbaren Pläne mit einbezogen hat? Hat dieser Schöpfer nicht doch noch einen Sinn für dein Leben?«

Vor meinem Krankenhausfenster stand ein Baum. Immer wieder mußte ich dahin schauen. Sollte das alles Zufall sein, wie er in seiner ganzen Blütenpracht da stand, sollte nicht hinter diesem wunderbaren Gebilde ein Schöpfer sein?

Nun, wenn dieser Schöpfer so viel von seiner Liebe und Größe in diesem Baum zeigt, sollte er sich dann nicht

auch mit mir beschäftigen, der ich doch als Mensch für ihn weit wichtiger sein müßte?

In diesen Tagen war ich der Erfüllung meiner Herzenssehnsucht sehr nahe. Ich versuchte auch zu beten, denn ich wollte mich diesem Gott in der mir bekannten religiösen Art und Weise nähern. Ich versprach, mich zu bessern, obwohl ich sofort erkannte: »Es ist unmöglich!«

Nachts wurde ich oft wach. Es war mir, als ob ich eine schwere Last mit auf einen Berg schleppen müßte. Immer wieder: »Du schaffst es nicht! – Wohin mit deiner Schuld?« Dann versuchte ich, die Schuld abzuwälzen. Ich teilte meine Schuld auf: Der Gesellschaft gab ich einen Teil, meiner Umgebung, die ja meiner Meinung nach wirklich schuld war, gab ich den anderen Teil. In jedem und in allem suchte ich die Schuld, nur nicht in mir!

Nach einigen Wochen war ich dann wenigstens körperlich wieder soweit hergestellt, daß ich mit den besten Vorsätzen nach Hause konnte. Erstaunlicherweise schaffte ich den Anschluß an die Gesellschaft. Ich suchte mir Freunde und lebte eigentlich ganz normal mit ihnen in den Tag hinein. Die Tabletten ließ ich weg und versuchte, mit wenig Alkohol über die Runden zu kommen. Nun, mit wenig Alkohol fällt man ja nicht auf, das gehört ja heute zum guten Ton.

An einem Abend ging ich mit meinen Freunden tanzen und lernte ein Mädels kennen, das mir sofort gefiel, und auch sie schien mir nicht abgeneigt zu sein. Einige Tage trafen wir uns, aber dann kamen wieder die alten Ganoven und nahmen mich ganz in Beschlag. Als Deckmantel beschäftigte ich mich mit der Politik. So war ich wenigstens ein angesehener Alkoholiker.

Doch weil mich das Ganze mit der Zeit auch anekelte, stieg ich auch dort aus. Genau ein Jahr war vergangen, da

sah ich an einem Abend das Mädchel wieder, und wir begannen eine Freundschaft.

Jeder Mensch hat mehr oder weniger schauspielerisches Talent, so auch ich. Es gelang mir, meine neue Umgebung zu täuschen, besonders meine Freundin. Im Rheinland liebt jeder einen fröhlichen Typ. Wenn ich meinen Alkohol hatte, war ich ein guter Gesellschafter mit immer neuen Einfällen. So hatte eigentlich niemand Einwände, als ich meine Freundin heiraten wollte. Wir heirateten im Jahre 1957 an einem stürmischen Novembertag. Und so wie dieser Tag war, so sollten auch die ersten zehn Ehejahre sein. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich mein eigenes Leben ruiniert. Nun begann ich auch meine Frau und meine Familie mit in das Chaos hineinzuziehen.

Einige Wochen nach der Hochzeit mußte einfach die Fassade fallen, denn soviel Kraft hatte ich nicht, um mein Gesicht zu wahren. Die Kneipe wurde mein Heim, dort waren meine Freunde. Zu Hause war ich fast nur noch, um zu essen. Weil ich wenig Nahrung benötigte, war ich auch dementsprechend wenig zu Hause.

Als das erste Kind unterwegs war, hofften wir: Nun wird alles besser! Neue Aspekte öffneten sich, auch meine Frau fand wieder neue Hoffnung. Aber die Fesseln der Sucht waren stärker als ich dachte.

Eines Tages wollte ich zur Kneipe gehen, hatte aber kein Geld mehr. Ich bat meine Schwiegermutter, die mich aber zu diesem Zeitpunkt schon durchschaute, um Geld. Sie verweigerte es mir und eine Wut, die ich so bis dahin nicht kannte, steigerte sich. Ein Streit entstand. Meine Frau war im fünften Monat schwanger. Als ich merkte, daß sie sich während des Streites auf die Seite meiner Schwiegermutter stellte, schlug ich zu. Meine

Frau stürzte in ihrem Zustand zu Boden. Dieses Bild werde ich nie vergessen. Wie weit kann ein Mensch kommen, daß er seine schwangere Frau zu Boden schlägt. Und das nur, um ein paar Mark für Alkohol zu bekommen. Hier merkte ich, daß die Sucht mich schon so gepackt hatte, daß ich selbst vor einem Mord nicht zurückschreckte. Die Bibel sagt: »Der Satan ist ein Mörder von Anfang an!« Einmal in den Klauen dieses Tyrannen gibt es ohne göttliche Hilfe kein Entrinnen. Er macht seine Handlanger auch zu Mördern. Erst zerstören sie ihr eigenes Leben und dann das Leben anderer. Alkohol ist sein größter Helfershelfer, um dieses Ziel zu erreichen. Wie viele Ehefrauen haben dies an ihrem eigenen Leibe schon erfahren, und wie viele müssen es täglich erfahren?

Ich half meiner Frau wieder auf, aber ich wußte, hier ist ein Bruch entstanden, den kein Mensch mehr kitten kann. Das kann eine Frau nicht verzeihen! Es ging ja nicht nur um sie, nein, sie trug ein Kind unter ihrem Herzen, für das sie ihr eigenes Leben hergegeben hätte. Nun kommt der Vater und schlägt beide zusammen.

Hatte Gott bisher in meinem Leben seine große Geduld bewiesen, so durften wir auch hier wieder ein Wunder erleben. Die Untersuchung ergab: Das Kind hatte keinen Schaden bekommen. Meine Frau war natürlich sehr froh darüber, und ich nahm ihre Freude als Vergebung an, obwohl mir klar war: Diese Schuld hast du zu deinen vielen Schulden hinzugefügt.

Wenn das Gewissen überladen ist, braucht es ein Ventil. Für mich war dieses Ventil der Alkohol. Zu dieser Zeit hatte ich ein Gespräch mit einem Arzt. Wir kamen auch auf den Glauben zu sprechen. Doch wie kann jemand etwas weitergeben, bzw. Hilfe geben, wenn er selbst keine Hilfe gefunden hat. Er sagte mir: »Ich glaube nur,

was ich sehe!« Ich antwortete ihm: »Aber ich weiß um die Existenz meines Gewissens, und doch kann ich es nicht sehen.« Das Argument mit dem »Nicht Sehen« kann also nicht stimmen. Es ist nicht ganz logisch, zu sagen: »Ich glaube nur, was ich sehe!«

Ich sagte dem Arzt: »Komm einmal zu mir, so gegen Morgen, wenn der Alkoholspiegel sinkt und mein Gewissen sich meldet. Dann kann ich dich von der Tatsache überzeugen, daß es ein Gewissen gibt!« Etwas Positives hatte das Gespräch: Mir wurde klar, irgend etwas in dir schreit nach Befreiung. Das Gewissen ist nur der Richter, der dir stets dein Urteil vorhält. Diesen Richter kann ich nicht so leicht beeinflussen. Es sei denn, daß ich ihn betäube mit Alkohol. Aber sofort, wenn der Alkoholspiegel nachläßt, meldet sich dieser Richter. Ich erkannte: »Es ist möglich, die ganze Welt zu betrügen, aber diesen Richter in dir kannst du nicht so leicht betrügen.«

Alkoholiker sind von Natur aus nicht unbedingt dumme Leute, obwohl sie oft so dargestellt werden. Sie sind eher raffiniert, sonst würden sie gar nicht so lange durchhalten. So konnte ich jedenfalls meinen Arzt von der Existenz eines Gewissens überzeugen. Möglicherweise hat er sich selbst einmal geprüft und sein Gewissen entdeckt. Bei einem weiteren Besuch sagte er mir: »Gut, aber es gibt nichts, für das die Medizin kein Mittel hätte, es sei denn gegen Krebs oder eine andere unheilbare Krankheit. Weißt du, wir stellen dein Gewissen kalt. Nimm einmal diese Tabletten! Du wirst merken, die machen dich ganz ruhig. Du darfst nur nicht zu viel nehmen!« Nun war ich wieder da angelangt, wo ich einmal ausgestiegen war, nur jetzt auf legalem Weg.

Zu Hause konnte ich meiner Frau sagen, ich brauche jetzt dringend diese Tabletten und nicht zu knapp, denn

wenn ich ruhig bin, dann hast du auch Ruhe. Genauso war es auf dem Büro, die Alkoholfahne war weg. Doch ich war immer high! So wurde ich nun, allerdings zum Leidwesen meines Stammwirtes, Stammkunde bei dem Arzt. Bald kam ich mir vor wie ein Versuchskaninchen. Alles, was er an Medikamenten neu bekam und das schien, gemessen an dem, was er mir mitgab, nicht wenig zu sein, sollte ich ausprobieren. Er warnte mich zwar immer, nicht zuviel zu nehmen. Aber an Hand der Menge, die er mir gab, hätte er eigentlich zu dem Resultat kommen müssen, daß ich viel zu viel nahm. Mit der Zeit wurde ich so geschult in der Zusammensetzung der Medikamente, daß ich manchem Apotheker das Wasser reichen konnte.

Im Januar 1963 wurde uns noch eine Tochter geboren. Das ließ unsere Familie für kurze Zeit ein wenig aufleben. Aber bald sollte es rapide bergab gehen mit mir und auch mit unserer Ehe. Ich brauchte meine Sucht nicht mehr verheimlichen. Ich durfte jetzt legal darüber reden. Die Krankenkasse kam mir zu Hilfe. Sie stellte fest, daß Alkoholismus eine Krankheit ist. Nun war ich gedeckt. Ich war nun ein armer kranker Mann und ließ mich bedauern, wo es nur ging. Weil ich krank war, brauchte ich auch Medizin, und die nahm ich regelmäßig zu mir: jeden Abend eine Flasche Schnaps.

Nun begann für unsere Familie ein Wanderleben. Auch wenn ich als Speditionskaufmann gute Arbeit leistete, verlor ich dennoch manche Arbeitsstelle durch die Sucht. Nach einem Arbeitsstellenwechsel zog ich wieder in meinen Heimatort, aber es war gerade ein Jahr der Arbeitslosigkeit. Ein ganzes Jahr war ich ohne Arbeit. In dieser Zeit tat ich das gleiche, was ich schon einmal getan hatte: Ich baute mir mein eigenes Reich auf. Meine Gedanken drehten sich nur immer um »Stoff«.

Für meine Lieben war es die Hölle. Wenn ich morgens das Haus verließ, wußte niemand, ob ich nochmals lebend nach Hause kommen würde. Im Krankenhaus war ich Stammgast wegen meiner Unfälle. Einmal stürzte ich mit dem Fahrrad und lag, dem Polizeibericht nach, eine Stunde mit dem Kopf auf der Landstraße und mit dem Körper im Graben. Man fand mich und brachte mich ins Krankenhaus. Eine Spritze zur Betäubung brauchte man mir nicht zu geben, denn der Alkoholspiegel war so hoch, daß ich das Nähen am Kopf und im Gesicht nicht spürte. So war ich bei den Ärzten bekannt. Ihr Kommentar beim jeweiligen Einliefern: »Nun lebt der Lump immer noch!«

Hier möchte ich ein Ereignis erwähnen, das illustriert, wozu die Sucht fähig macht. Ich besuchte des öfteren das Grab meines Vaters. Die Nachbarn staunten darüber, sie wußten ja nicht, warum ich dies tat. Ich hatte mir nämlich unter dem Grabstein eine regelrechte Bar-Apotheke eingerichtet. So saß ich auf dem Grabstein und war in meinem eigenen Reich, oft bis in die Nacht hinein. Meine Mutter, die durch einen Schlaganfall ans Haus gebunden war, gab mir öfters Geld, um neue Blumen für das Grab zu kaufen. Doch das meiste von diesem Geld wurde in Alkohol und Tabletten umgesetzt.

Die Not und die Armut zu Hause nahmen immer mehr zu. Meine Frau hatte kaum Geld, um Brot zu kaufen, geschweige denn etwas für die Kinder. Die ganze Situation ging natürlich nicht spurlos an den Kindern vorbei. Mein Sohn kam ins erste Schuljahr, aber er konnte nicht lernen. Die Aufregungen bis in die Nacht hinein machten es dem Kind unmöglich.

Nur in den wenigen Stunden des Nüchternseins erkannte ich die ganze Not und sah meine Ohnmacht, an dieser Situation etwas zu ändern.

Nach einer solchen Erkenntnis faßte ich den Entschluß, endgültig meinem Leben ein Ende zu bereiten. Ich dachte dabei weniger an mich, sondern ich wollte meine Familie von der Not befreien! Ich kann nur darüber staunen, welche Liebe meine Frau in all dieser Zeit für mich aufbrachte, eine Liebe, die man nicht beschreiben kann.

Wie angedeutet, plante ich also meinen Selbstmord. Ich schaute mir den Speicher in unserem Haus an, prüfte die Balken, doch bei meinem geringen Gewicht brauchten sie nicht besonders tragfähig zu sein. Dann besorgte ich mir einen Strick und legte ihn neben den Balken, prüfte die Höhe, stellte einen Eimer hin, den ich dann umstoßen wollte. Ganz ruhig ging ich zurück und legte mich ins Bett.

In dieser notvollen Nacht lag ich wach und überdachte mein ganzes Leben. Alle Stationen traten vor meine Augen! Ich habe die ganze Nacht geweint, aber die Tränen nützten nichts. Die Kinder schliefen nebenan. Ob sie überhaupt schliefen? Wie viele schlaflose Nächte hatte ich meiner Frau und den Kindern bereitet! In dieser Nacht wußte ich: Satan präsentiert dir die Rechnung. Die Bibel sagt: »Der Lohn der Sünde ist der Tod.« Der Tod ist die Bezahlung für die Sünde.

Nun war es soweit, es gab kein Zurück. Es sollte nun in die Dunkelheit, in die Finsternis hineingehen, vor der ich immer Angst hatte. Ich sollte also doch abscheiden, ohne Antwort auf meine Frage: Was ist nach dem Tod? Mein Trost war, daß ich es ja bald erfahren würde. Wenn mir hier niemand Antwort geben konnte, dann würde ich es bald selbst erfahren.

In aller Frühe ging ich auf den Speicher. Es war eine Totenstille im Haus. Die richtige Atmosphäre für mein

Tun. Ich legte den Strick, den ich vorher fest am Balken befestigt hatte, um den Hals. Total leer im Kopf und vor allem total nüchtern stellte ich mich auf den Eimer und stieß ihn um. Die Luft blieb weg und mir wurde schwarz vor Augen! Kurze Bilder des Grauens über mein Leben gingen mir durch den Kopf.

Doch es sollte erneut ein Wunder geschehen und zwar, wie nachher rekonstruiert, auf folgende Weise: Nachdem ich zum Speicher ging, kam kurze Zeit später mein siebenjähriger Sohn nach und sah den Vater am Strick hängen. Er konnte den Strick durchschneiden, und ich fiel zu Boden. Dann rief er meine Frau und man trug mich nach unten. Es ist unmöglich, zu beschreiben, welchen Schock mein Sohn in besonderer Weise, aber auch meine Frau durch diese Tat davontrugen.

Wie oft hören wir gerade in unserer heutigen Zeit, daß Menschen Selbstmord begehen oder Selbstmordversuche unternehmen. Es wird meistens angenommen, daß dies eine Kurzschlußhandlung ist. Ich weiß aber, daß es in den meisten Fällen eine geplante Handlung ist.

Für mich wurde damals deutlich, daß ein höheres Wesen meine Absicht verhindert hatte. Da meine religiösen Bemühungen gescheitert waren, mußte also dieses Eingreifen in mein Leben von diesem »Unbekannten« kommen.

Ich berichtete von der übermenschlichen Liebe und Geduld meiner Frau und meiner Kinder mir gegenüber. Aber einmal ist jedes Maß voll, und so war es auch bei uns. Wir schrieben das Jahr 1967 und die Not in unserer Familie wurde immer größer. Das Arbeitslosengeld war wenig, und das meiste davon verbrauchte ich noch. Die seelische Not meiner Frau und der Kinder war auf dem Höhepunkt. Ich war nur noch ein Wrack, Gehirn, Leber

und Nieren waren kaputt. Da stellte mir meine Frau ein Ultimatum. Sie sagte: »Wenn du jetzt nicht in eine längere Entziehungskur gehst, dann lasse ich mich scheiden.«

Das Wort Scheidung war für mich wie ein Alptraum. Denn ich wußte, wenn ich meine Familie verlieren würde, dann war wirklich alles aus. Ich drehte und wendete mich zwar noch hin und her, versprach nochmals, daß ich von mir aus versuchen würde, von der Sucht loszukommen. Aber alles Bitten und Betteln half jetzt nicht mehr. So ging ich mit meiner Frau zum Amtsarzt. Auf dem Wege dorthin nahm ich mir vor, eine Schau abzuziehen, damit er vielleicht die Kur nicht genehmigen würde.

Im Sprechzimmer kam es zu einer lustigen Szene. Er fragte mich, was mir so fehle. Ich sagte: »Herr Doktor, mein Magen ist nicht in Ordnung.« »Was machen Sie denn dagegen?« »Nun, ich trinke so am Tage drei kleine Bonekamp.« Er fragte: »Drei kleine Fläschchen?« »Nein, drei Packungen – das sind dann neun Stück.« Er grinste nur und meinte: »Dann muß sich Ihr Magen ja schon aufgelöst haben.«

Er saß mir gegenüber und holte sich eine Zigarette heraus. Ich rauchte gerade und so sagte er: »Geben Sie mir doch mit Ihrer Zigarette Feuer.« Was dann geschah, war fast zum Lachen. Ich zitterte so, daß ich mit meiner Zigarette vor seinem Gesicht herumfummelte und er mit seinem Kopf dieses Fummeln mitmachte. Er lachte und sagte: »Sie sind ein Volldiplomalkoholiker!« Nun hatte ich meine Bezeichnung. Die Kur wurde genehmigt.

Am 6. Dezember fuhr ich, nachdem ich am Abend vorher nochmals so richtig vollgetankt hatte, nach Essen-Heidhausen zur Entziehungskur. Meine Frau verabschiedete sich von mir, und ich marschierte mit noch elf ande-

ren Männern in ein sogenanntes Aufnahmerevier. Hätte ich gewußt, was auf mich zukommen würde, ich glaube, ich wäre getürmt. Der erste Abend verlief verhältnismäßig ruhig, aber am zweiten Abend sollte sich das ändern. Ich lag mit zwei weiteren Alkoholikern auf einem Zimmer. Der eine stieg am Abend aus dem Fenster und verschwand auf Nimmerwiedersehen. Sein Kommentar: »Ich habe Durst. Ich bleibe nicht in diesem Scheißladen!« Der zweite schrie mich an, nachdem er im Bett lag: »Hol sofort die Katzen und Mäuse von meinem Bett.« Ich konnte ihn einfach nicht davon überzeugen, daß nichts da war. So ging es die ganze Nacht. Die Tiere, die er auf seinem Bett tanzen sah, wechselten, darin bestand die ganze Abwechslung.

Als ich morgens in den Waschraum ging, begrüßte mich ein Rechtsanwalt und sagte: »Hast du Durst? Ich habe einen guten Schnaps hier.« Ich dachte, der spinnt! Wo will der denn hier an Schnaps kommen? Da nahm er seinen Rasierpinsel, setzte ihn an den Mund und tat so, als ob er ein Glas Schnaps trinken würde.

Nun, dachte ich, da bist du ja nochmal gut dem Delirium entgangen. Doch es sollte anders kommen und weit schlimmer als bei den anderen.

Wir standen draußen vor der Eingangstür und plötzlich stürzte ich, steif wie ein Brett, zu Boden. Ich schlug mit dem Kopf auf eine Eisenkante und man brachte mich, so steif wie ich war, auf mein Zimmer. Wie der Arzt später mitteilte, war dies ein lebensgefährlicher Deliriumsanfall, der meistens tödlich endet: Der Alkoholspiegel im Gehirn nimmt ab, Blutleere tritt ein, und in wenigen Sekunden können die Gehirnzellen absterben.

Man brachte mich noch freundlicher Weise zu einem Arzt, der die Wunde nähen sollte. Doch als dieser hörte,

von wo ich kam, nähte er so, daß ich besser zum Schuster gegangen wäre.

Als Alkoholiker zählt man natürlich nicht mehr als ein Glied der Gesellschaft, und das bekam ich noch in diesem halben Jahr zu spüren. Es begannen die Untersuchungen. Wir hatten einen Nervenarzt, der, so glaube ich, selbst behandlungsreif war. Nach allem, was er erlebt hatte, konnte ich ihm nicht böse sein. Ich stand unbekleidet vor seinem Schreibtisch. Zuerst sagte er: »Stellen Sie sich auf die Matte!« Eine Minute später: »Wie oft soll ich Ihnen sagen, Sie sollen sich nicht auf die Matte stellen!« Das ging dann so ein paarmal hin und her. Stundenlang wurde ich ausgequetscht nach meiner Jugend. Er sagte: »Sie hatten bestimmt eine schlechte Jugend, ein schlechtes Elternhaus!« Ich sagte: »Nein, das Beste, das man sich denken kann.« Er darauf: »Sie sind wohl verrückt! Wie können Sie mir widersprechen? Ich bin der Arzt und weiß wohl besser, wo die Anfänge Ihres Alkoholismus liegen.« »Nun ja«, sagte ich, »wenn Sie meinen, mir ist es egal, ein halbes Jahr ist ja noch nicht lebenslanglich.«

Ich rechnete damit, daß ich als Kaufmann natürlich für Büroarbeiten eingesetzt würde. Weit gefehlt, ich kam in den Schweine- und Kuhstall, um dort Raumpfleger zu spielen. Erst war ich schockiert, dann aber recht zufrieden. Denn die Kühe und Schweine waren wirklich recht nette Tiere, die wenigstens nicht so dumme Fragen stellten. Damals fand ich die Aussage richtig: »Wer die Menschen kennt, liebt die Tiere.«

So verging die Zeit mit Gruppentherapie und autogonem Training.

Nach sechs Wochen bekamen wir am Sonntagmittag Ausgang von 13.00 bis 17.00 Uhr. Mit gemischten

Gefühlen gingen wir zum Bus und fuhren in die Stadt zum Essen. Das erste Mal wieder in der sogenannten feinen Gesellschaft, die wir alle so liebten. Die schon etwas länger in der Kur waren, schleppten uns ins nächste Café, und da ging es los mit Espresso. Ich trank so viel, daß ich zitternd und berauscht in der Heilstätte ankam.

Dort wurden wir natürlich getestet, ob auch wirklich niemand etwas getrunken hatte. Ihre Taktik war uralte, so mit: »Schauen Sie mal, ob ich was im Auge habe.« So mußte man ja nahe herankommen, auch Vivil war verdächtig!

Eine Begebenheit möchte ich noch weitergeben. Ein Mann aus unserer Gruppe stank immer nach 4711. Ich sagte: »Mensch, Rudolf, du brauchst dich doch hier nicht so einzuparfümieren. Wir sind doch unter uns.« Darauf sagte er mir: »Komm mal mit, ich zeige dir was! Ein Geheimnis, das mußt du aber für dich behalten.« Ich ging mit und bald wußte ich den Grund seines Gestankes. Er trank jeden Morgen zwei kleine Gläschen mit purem 4711. Er sagte: »Da ist doch Alkohol drin, und ich habe damit den ganzen Tag genug.« Vorher habe er Verdünnung getrunken, aber leider habe man ihn aus der Lackiererei herausgeholt, und nun komme er nicht mehr an den Stoff. Nach allem, was ich schon getan hatte in meinem Leben, war mir das doch etwas zu riskant. Nur mit Kaffee wagte ich mich an die Höchstgrenze.

Der Tag der Entlassung kam immer näher. Es war der 6. Juni. Meine Frau kam, um mich abzuholen, und ich muß sagen, eine enorme Angst packte mich, nun wieder frei in die Welt zu gehen. Denn gelernt hatte ich nichts. Nur eines wußte ich, körperlich gehst du vor die Hunde, wenn du wieder anfängst.

Denn über die Auswirkungen des Alkohols konnte ich, dank der Belehrungen in dieser Zeit, fast selbst eine

Doktorarbeit schreiben. Beim Rausgehen traf ich nochmals Rudolf. Ich fragte ihn: »Nun, Rudolf, was jetzt?« Darauf er: »Alfons, drei Worte: Hauptbahnhof – großes Bier!« Das war das Ergebnis nach einem halben Jahr harter Entziehungskur. Ein wenig taten mir die Mitarbeiter leid, denn sie hatten wirklich alles getan, was sie tun konnten, um die Kur zum Erfolg werden zu lassen.

Wir fuhren ins Rheinland zu meiner Schwiegermutter und ich ging auf die Arbeitssuche. Aber das war gar nicht so einfach. Ich mußte ja angeben, wo ich das letzte halbe Jahr verbracht hatte. Dazu kam noch, daß mein Gedächtnis total kaputt war. Ich konnte kaum bis zehn zählen, und das war eine schlechte Voraussetzung für einen Kaufmann.

Dann probierten wir es im Ruhrgebiet, weil wir dort mehr Arbeitsmöglichkeiten vermuteten. Ein Firmeninhaber wollte es auch mit mir versuchen. Meine Frau und ich schliefen im Büro und kochten auch dort. Aber ich konnte es dem Mann nicht verdenken, daß er mir nach wenigen Tagen sagte: »Herr Böllert, es ist einfach unmöglich, Sie müssen noch einmal anfangen, Zahlen zu lernen! Üben Sie, vielleicht kommt das Gedächtnis zurück!« Also weiter auf Arbeitssuche!

Nach mehreren Umzügen bekamen wir eine Wohnung, in deren Nachbarschaft das »Blaue Kreuz« ein Heim für schwere Alkoholfälle hatte. Ich muß dazu sagen, daß ich in dieser Zeit schon wieder mit Medikamenten experimentierte. Eines Abends, mehr auf Drängen meiner Frau als freiwillig, gingen wir einmal zu einer Stunde. Mir kam das alles ziemlich spanisch vor, was da erzählt wurde. Man sprach von Gott und Jesus Christus, von der Bibel. Ich dachte zwar über das Gehörte nach, aber ich vergaß alles wieder in den nächsten Tagen.

Doch war diese erste Begegnung mit den Begriffen Gott und Jesus Christus – so konnte ich später rekonstruieren – ein Anfang. Aber die Sucht hatte mich weiter im Griff. Heute weiß ich, daß Satan sich nicht so schnell den Stuhl vor die Tür stellen läßt.

Eine Woche nach dem Besuch im »Blauen Kreuz« ging ich mehr zitternd als gehend durch die Straßen der Stadt, und ich merkte: »Ich brauche Stoff!« Was ich vorher nie versucht hatte, tat ich nunmehr. Ich ging auf einen Mann zu und bat ihn um Geld. Dieser Mann war sehr freundlich. Er strahlte etwas aus, was ich nicht kannte. Sein Gesicht ließ mich nicht los, und ich vergaß schon fast, worum ich gebeten hatte. Er schaute mich an und sagte: »Bitte, erzähl mir etwas aus deinem Leben! Du bist doch sicherlich am Ende?« Darauf sagte ich ihm: »Damit haben Sie recht, und ich glaube, Sie können mir wirklich helfen. Sind Sie so nett, und geben Sie mir doch bitte 5 DM?« Darauf sagte er: »Ich könnte dir ohne weiteres 5 DM geben, doch die wären ja schnell alle. Ich kann dir von einem Reichtum erzählen, der nie vergeht.« »Mensch«, dachte ich, »das wäre eine Sache – Geld für Stoff in rauen Mengen.«

Ich erzählte ihm darauf aus meinem Leben. Es war alles ganz anders als bei dem Nervenarzt in der Kur. Ich schaute den Mann an und sah Tränen in seinen Augen. Mann – da weint jemand um dich! Er legte seinen Arm um mich und sonderbarerweise war ich noch nie so ruhig – nie so hoffnungsvoll! Ich klammerte mich an ihn und schrie ihn fast an: »Hör auf mit deinem Weinen! Sag mir lieber: Was ist das Leben? Was ist der Sinn des Lebens? Was kommt nach dem Tode?«

Ganz ruhig und mit einem Strahlen sagte er mir: »Jesus Christus sagt: Ich bin der Weg, die Wahrheit und

das Leben, niemand kommt zum Vater denn durch mich.« Dann folgten drei Worte, die ich nie vergessen werde, Worte aus einem einfachen Herzen. Hier stand kein Arzt vor mir, kein Philosoph, kein Professor, hier stand ein einfacher Mann vor mir, der mir sagte: »Du brauchst Jesus!«

Das war zu viel! Ich weiß nicht mehr, was mit mir los war. War ich wütend? War ich getroffen? War ich ärgerlich? Egal, jedenfalls lief ich weg. Doch der Pfeil saß. Die Bibel sagt: Das Wort Gottes kehrt nicht leer zurück!

Ich lief nach Hause und erzählte von meinem Erlebnis. Doch ich sagte: »Das kann alles nicht sein! Vielleicht habe ich geträumt! Vielleicht habe ich Entzugserscheinungen!« Jedenfalls legte ich mich ins Bett, aber an Schlaf war nicht zu denken. Drei Worte gingen mir durch den Kopf: »Du brauchst Jesus!« Wer war dieser Jesus? Ich hatte doch von ihm gehört. Jedes Jahr an Weihnachten und Ostern! In der Kirche sprach man doch von ihm. Den kennst du doch, aus der Krippengeschichte und aus der Kreuzigungsgeschichte. Ja, ganz richtig. Aus der Geschichte kannte ich ihn, aber wer war er wirklich?

Wie viele Menschen gibt es heute, gerade im christlichen Abendland, die die gleiche Erfahrung gemacht haben und noch machen.

Doch dort war ein Mann, der nicht schweigen konnte von seinem Retter. Ein Mann, der die Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens hatte, und sie auch weitergab.

Am nächsten Tag, nach einer schlaflosen Nacht, machte ich mich auf und ging durch die Straßen mit dem einen Gedanken: Den Mann mußt du wiederfinden! Lange suchte ich vergeblich. Doch dann sah ich ihn und ging auf ihn zu. Er war gar nicht überrascht, sondern machte

mir eher den Eindruck, als ob er mit dieser Begegnung gerechnet hätte. Ich stellte die Frage: »Wo waren Sie die ganze Zeit?« Er antwortete: »Ich habe für dich gebetet!« Damals konnte ich das natürlich noch nicht verstehen, aber heute weiß ich, was für eine schwere Last auf ihm lag und wie er diese Last vor Gott hingelegt hatte.

Ich ging mit ihm nach Hause, und er erzählte mir von dem Sohn Gottes, der auf diese Erde gekommen ist, um zu suchen, was verloren ist. Er erzählte mir, daß Jesus Christus für meine Schuld am Kreuz auf Golgatha gestorben ist.

Da schrie ich in meiner Not auf: »Ja, vielleicht litt Jesus Christus für alle Menschen draußen, und vielleicht starb er am Kreuz für alle anderen Menschen draußen. Aber wenn du wüßtest, welch eine Schuld ich auf mich geladen habe. Wenn du wüßtest, was für ein Typ ich bin, dann würdest du mich auf der Stelle hinauswerfen. Mich kann niemand mehr lieb haben, und mich kann auch niemand erretten.«

Aber dieser Mann warf mich nicht hinaus, im Gegenteil, mit Tränen in den Augen sagte er mir: »Gerade für dich, Alfons, starb Jesus Christus! Wenn du allein auf dieser Erde sein würdest, dann wäre er für dich auf diese Erde gekommen, um deine Schuld mit ans Kreuz zu nehmen. Um deine Sündenlast wegzunehmen, damit du zu Gott kommen kannst.«

In mir tobte es! Sollte das Unglaubliche geschehen, daß ich nun wirklich die Antwort auf meine Lebensfrage bekommen sollte? Ich sagte: »Aber schau mal, du sagst, er ist Gottes Sohn, und ich bin ein verkommener Mensch, ein Sünder, das paßt doch in keiner Weise zusammen! Um mit Gott wieder in Verbindung zu kommen, muß ich doch nun etwas tun. Ich muß mich doch bessern. Ich muß

doch zuerst rein sein.« Denn das war mir klar, der heilige Gott konnte nie Gemeinschaft mit dem Sünder haben. Erst mußte die Schuldfrage geklärt werden.

Er antwortete: »Überlege mal, wie willst du denn die Schuldfrage klären?« Das war ja mein Problem! Alles religiöse Tun hat mich keinen Millimeter näher zu Gott gebracht. Im Gegenteil, in diesem ganzen Tun erkannte ich nur meine ganze Ohnmacht. Ich spürte, dieser Mann sagte die Wahrheit, obwohl ich es nicht erklären konnte, warum das so war.

Nun war da ein Haken. Ich war ja schon mit sehr vielem im Leben konfrontiert worden, und ich wollte endlich ein Fundament unter mir haben. Doch wie? Auf mein Gefühl konnte ich mich nicht verlassen. Ich brauchte ein Fundament, nicht von Menschen, sondern von Gott gemacht. Deshalb sagte ich ihm: »Freund, ich brauche aber ein anderes Fundament als mein Gefühl.«

Heute weiß ich, wie froh dieser Mann war, als ich ihm das eröffnete. Er erklärte mir, daß das Wort Gottes das einzige zuverlässige Fundament ist. Er gab mir eine Bibel in die Hand, und zum ersten Mal durfte ich selbst dieses Buch aufschlagen.

Er zeigte mir zuerst, daß ich ein Sünder bin. Nun, das war für mich eigentlich schon klar. »Denn es ist kein Unterschied, denn alle haben gesündigt und erreichen nicht die Herrlichkeit Gottes, und werden umsonst gerechtfertigt durch seine Gnade, durch die Erlösung, die in Christo Jesu ist« (Röm. 3,23-24).

Zwei Begriffe wurden mir in dem Augenblick groß. Erstens: »umsonst« und zweitens: »durch seine Gnade«.

Wer gab mir aber die Garantie, daß er mich annehmen würde – vielleicht war meine Schuld doch zu groß? Nun las er vor: »Wenn eure Sünden wie Scharlach sind, wie

Schnee sollen sie werden« (Jes. 1,18). Und: »Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen« (Joh. 6,37).

Ich sagte ihm: »Gut, aber schau mal, ich bin ja durch die Taufe als Säugling ein Christ. Ich bin doch kein Heide. Ich gehöre einer Religionsgemeinschaft an.«

Er ging nicht weiter darauf ein, sondern fragte: »Hast du Jesus Christus als persönlichen Heiland in dein Leben aufgenommen? Hast du dich jemals als Sünder, der seine ganze Schuld erkannt hat, vor Gott gestellt? Hast du jemals erkannt, daß du nie zu Gott kommen kannst ohne Jesus Christus?«

»Aber ich habe schon öfters das Vaterunser gebetet.«
»Hör mal, wie kannst du Gott deinen Vater nennen, ohne von Gott als Kind angenommen zu sein?« Er zeigte mir die Stelle in Johannes 1,12: »So viele ihn aber aufnahmen, denen gab er das Recht, Kinder Gottes zu werden, denen, die an seinen Namen glauben.«

»Du bist zwar ein Geschöpf Gottes, doch nie ein Kind Gottes!« Nun, das konnte ich nachvollziehen. Ich war so froh, daß dieser Mann Zeit hatte, um mir den ganzen Weg Gottes zur Rettung zu erklären. Mit jedem Wort, das er mir aus der Bibel vorlas, wußte ich: Das ist die Wahrheit! So sagte ich ihm: »Ja, ich habe erkannt, daß ich ein Sünder bin, daß ich den Retter Jesus Christus brauche, um Vergebung meiner Schuld zu bekommen. Ich will Jesus Christus als meinen Heiland und Erretter annehmen.«

Ich erinnere mich an mein Gestammel: »Sei mir Sünder gnädig, und ich danke dir für dein vergossenes Blut am Kreuz auf Golgatha. Ich danke dir, Heiland, daß ich keine Leistungen zu bringen brauche, sondern daß ich mich als Sünder in deine Gnade, in dein vollbrachtes Werk hineinwerfen darf.«

Wir saßen an diesem Tag noch lange zusammen, und er erzählte mir und las mir aus der Bibel vor. Es war mir, als wäre ich von neuem geboren, und das war ja auch die Wahrheit. Die Bibel sagt: »Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, so kann er das Reich Gottes nicht sehen« (Joh. 3,3).

Freude und Friede erfüllten mein Herz. Gott hatte mich in seiner großen Liebe, mit der er mich in Christus liebte, angenommen.

Nun war ich ein neuer Mensch! Aber nun galt es, auch als neuer Mensch zu leben. Meine Familie betrachtete dies alles erst einmal sehr skeptisch, und ich konnte sie sehr gut verstehen. Hatte ich sie doch bis dahin stets enttäuscht. Ich fand im »Blauen Kreuz« liebe Geschwister, die mir gerade in den ersten »Schritten« treu zur Seite standen. Ich machte ihnen viel Mühe und Arbeit, denn meine Art war nicht die eines Lammes, wie es hätte sein sollen, sondern eher die eines störrischen Esels.

Es war nicht so, daß jetzt alle meine Probleme weg waren, aber ich hatte nun jemanden, mit dem ich über meine Probleme sprechen konnte. Ich durfte zu dem heiligen Gott »Vater« sagen und durfte wissen, daß er mir hilft.

Wie schon berichtet, war ich sehr störrisch. Ich dachte immer: Ich und Gott, wir schaffen das! Aber da war einer zuviel, und das war das Ich.

Nach wenigen Monaten wurden die Anfechtungen immer stärker. Ich vergesse nicht, wie ich wiederum zitternd an fünf Apotheken vorbeikam, doch in die sechste ging ich hinein. So ging ich dann mit dem Stoff im Leibe in die Bibelstunde und dachte, die Geschwister würden es nicht merken. Aber das war ein Trugschluß. Sie und auch meine Familie merkten an meinem ganzen Verhalten, daß etwas nicht stimmte.

Doch ich schaffte es immer wieder, nach wenigen Tagen Schluß zu machen.

1970 kam Billy Graham nach Dortmund, und ich wurde vom »Blauen Kreuz« auch als Seelsorgehelfer eingesetzt. Oh, wie stolz war ich auf mein kleines Schild, das ich tragen durfte: SEELSORGEHELPER. Das sollte mich wieder zu Fall bringen.

Ich war so stolz, daß ich, obwohl es kalt war, keinen Mantel anzog, denn sonst hätte man ja das Schild nicht gesehen. Mein ganzes Verhalten zeigte Stolz, wiederum: ICH und GOTT! Durch Gottes Gnade kamen meine Frau und mein Sohn in dieser Zeit auch zum Glauben an Jesus Christus.

Vierzehn Tage nach der Evangelisation wurde ich in einem Nervenkrankenhaus wach. Diagnose der Ärzte: »Selbstmordversuch!« Trotz allem Schweren wußte ich, nachdem ich wieder bei vollem Bewußtsein war: »Gott hat dich lieb! Denn wenn er dich zu einem solch hohen Preis erkaufte hat, dann wird er dich nicht fallen lassen.« Die Schuld lag nicht bei Gott, sondern bei mir.

Eine Begebenheit aus diesem Krankenhaus möchte ich noch erwähnen: Als ich zu mir kam, war der Arzt vor meinem Bett. Er fragte mich: »Nun, was haben Sie dazu zu sagen?« Meine Antwort muß ihn sehr schockiert haben: »Gott hat mich dennoch lieb!«

An dieser Stelle möchte ich meinen Brüdern aus dem »Blauen Kreuz« für ihr vorbildliches Verhalten danken. Sie besuchten mich im Krankenhaus, obwohl ich sie doch so enttäuscht hatte. Sie sagten einfach: »Alfons, es geht weiter! Der Herr Jesus lebt!«

Das war für mich die Heilsalbe. – »Jesus lebt. Und Er wird dir weiterhelfen!«

So nach und nach kam auch wieder Leben in meine grauen Zellen. Ich konnte wieder denken und rechnen. Womit ich nie mehr gerechnet hatte, das trat ein: Ich erhielt plötzlich nicht nur einen Job, sondern eine wirklich feste Arbeitsstelle in einem großen Konzern.

Am Hauptbahnhof und auf den Straßen versuchte ich mit Menschen ins Gespräch zu kommen. Jedoch meinte ich immer, ich könnte die Menschen überzeugen. So war natürlich klar, daß ich meine Kraft überschätzte und bis zum Jahr 1973 noch manchen Rückfall hatte. Den letzten Rückfall möchte ich genauer schildern, damit man sieht, wie schlau Satan ist.

Wenn du Alkoholiker warst oder bist, dann gibt es für dich nur eine Hilfe: Totale Abstinenz! Laß dich nicht von noch so frommen Kreisen in Versuchung führen durch das Bibelwort: »Wen der Sohn frei macht, der ist recht frei.« Ich habe dieses Wort oft zu hören bekommen. Aber die Bibel sagt auch: »Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen.« Wenn du auch zwanzig Jahre vielleicht nichts mehr getrunken hast, du kannst mir glauben, der erste Schluck ist genauso, als ob du gestern aufgehört hast. Deshalb gilt auch für den, der Christus angenommen hat, nicht: Du darfst nicht mehr, sondern: Du brauchst nicht mehr.

Nun zu meinem Rückfall. Ich mußte zur Arbeitsstelle nach Bremen fahren, und kam natürlich an vielen Kneipen und Kiosken vorbei. An einem Morgen, ich war etwas erkältet und das Wetter war sehr naß, kam mir ein verteufelter Gedanke: Du könntest doch wenigstens wegen deiner Erkältung einen Schnaps trinken. Das tat ich am Hauptbahnhof, und nun lief alles so ab wie früher. Ich kam ins Büro, zog mich erst gar nicht aus, sondern sagte meinem Kollegen: »Ich komme gleich zurück.«

Dann ging ich in ein Geschäft und kaufte mir einen Liter Rum. Zurück in der Firma, begab ich mich auf den Speicher, wo unsere Registratur war und machte die ganze Flasche leer. Genau wie früher, ging ich an das Telefon, bestellte eine Taxe und ließ mich zur nächsten Bar fahren. Von da ab riß der Faden.

Ich kam erst wieder zu mir, als ich pudelnaß im Taxi saß. Der Taxifahrer meinte: »Die Polizei kam und sagte: ›Fahren Sie diesen Mann nach Hause.« Später wurde mir auch klar, warum. Ich hatte einige Ausweise bei mir, welche die Polizei freundlicher stimmten. So kam ich nun zu Hause an. Die Enttäuschung bei meinen Lieben war natürlich sehr groß.

In dieser Nacht betete ich: »Vater, du kannst alles, nur eins nicht: Mich nicht mehr lieben.«

Dann las ich die Leidensgeschichte und das Sterben Jesu. Da brach ich total zusammen und sagte: »Herr, verzeih, ich habe dir ja nur mein Leben als Alkoholiker gegeben. Doch du hast ja Anrecht auf mein ganzes Leben. Jede Faser meines Herzens soll dir gehören.«

Gott hat dieses Gebet erhört. Ich weiß heute, daß eine bedingungslose Übergabe an den Herrn möglich ist. Er will nicht etwas von uns, sondern er will uns ganz.

Das hatte für mich Konsequenzen. Meine schmutzigen Bücher, mit denen ich meine ganze Gedankenwelt verseucht hatte, schlechte Schallplatten und alles, was nichts mit Gott zu tun hatte, warf ich weg. Dann begann ich auch meine Zeit konsequent dem Herrn zu geben. Und er antwortete sofort auf diesen Glaubensschritt, denn meine Tochter kam auch zum Glauben, und so waren wir schon ein kleines Missionsteam.

Gott schenkte uns noch einige junge Leute, und wir versammelten uns jeden Abend um die Bibel und sams-

tags ging es hinaus in die Dörfer, um den Menschen vom Herrn zu erzählen.

Auch jetzt noch ist die Straße unsere Kanzel. Oft mieten wir uns auch Gasträume, um den Menschen weiterzusagen, was mir damals jener Mann sagte: »Du brauchst Jesus!«

Die Ruhe der Rast losen

Nachwort

Wozu lebe ich?

Mit diesen Lebensberichten möchten wir unseren rastlosen und von Zukunftsängsten bedrängten Mitmenschen bezeugen, daß wir durch den Glauben an den Herrn Jesus Christus Vergebung unserer Schuld, einen neuen Lebensinhalt und ein neues Lebensziel bekommen haben, so daß wir getrost und ohne Illusionen der Zukunft, die in Gottes Händen liegt, entgegensehen können.

Die Bibel sagt, daß der Mensch nicht ein Produkt des Zufalls, sondern ein Geschöpf Gottes ist. Deshalb kann auch nur Er, der uns geschaffen hat, zuverlässige Aussagen über unser Woher, Wohin und Wozu machen.

Gott hat den Menschen geschaffen,

- um Seine Schöpfung zu bebauen und zu bewahren (1. Mose 1,28; 2,15),
- um Ihn zu ehren und Ihm zu danken (Röm. 1,21),
- um Ihn zu lieben aus ganzem Herzen, ganzer Seele und mit allen Kräften und seinen Nächsten wie sich selbst (Mark. 12,30.31).

Der Mensch, anfangend von Adam und Eva, hat jedoch den Herrschaftsanspruch Gottes abgelehnt, wollte sein wie Gott und sein Leben ohne Ihn und nach eigenem Gutdünken gestalten.

Sünde – was ist das?

Diese Auflehnung gegen Gott, der Anspruch, das Leben unabhängig und in eigener Regie zu leben, ist die eigentliche Sünde des Menschen. Durch sie ist er aus der Gemeinschaft mit Gott gefallen und lebt seitdem getrennt von Ihm. Aus diesem Zustand der Sünde kommen dann die einzelnen sündigen Taten.

Durch die Sünde ist der Mensch also

- getrennt von Gott (Jes. 59,2)
- »tot« in Gottes Augen (Eph. 2,1)
- ein Feind Gottes (Röm. 5,10)
- unfähig Gott zu gefallen (Röm. 8,8)
- zur ewigen Trennung von Gott, zur ewigen Verdammnis verurteilt (Röm. 6,23).

Alle seine religiösen Kraftanstrengungen und Versuche, diese Trennung von Gott zu überwinden, scheitern an der völligen Sündhaftigkeit und Verderbtheit des Menschen. Durch die Sünde befindet er sich wie in einem Sumpf, aus dem er sich durch eigene Kraft nicht retten kann.

Wozu Jesus Christus?

Gott allein, dessen Wesen sowohl absolute Heiligkeit und Gerechtigkeit, als auch absolute Liebe und Gnade ist, konnte eine Brücke zum Menschen bauen. Er suchte und fand einen Weg um die Menschen, die Er liebte, zu retten, ohne dabei Seine Heiligkeit aufzugeben.

Gottes Gerechtigkeit forderte eine gerechte Strafe für die Sünden und so gab es nur einen Weg zur Errettung und Erlösung des Menschen: Ein Mensch ohne Sünde

mußte stellvertretend die Sünde der Menschen tragen, die sich retten lassen würden.

Dieser Mensch war Jesus Christus, der Sohn Gottes. Er kam auf diese Erde, um auf Golgatha stellvertretend unsere Sünden auf sich zu nehmen. Dort wurde der Sohn Gottes von haßerfüllten Menschen ans Kreuz genagelt und unsagbar verspottet und mißhandelt. Aber an diesem Kreuz hat Gott unsere Schuld an Jesus Christus gerichtet.

Wie ein Blitzableiter den vernichtenden Blitz auf sich lenkt und ableitet, so hat der Herr Jesus Christus den gerechten Zorn Gottes über unsere Sünden auf sich geladen und dadurch unsere Errettung möglich gemacht.

»Welcher keine Sünde tat, noch wurde Trug in seinem Munde erfunden, der, gescholten, nicht wiederschalt, leidend, nicht drohte, sondern sich dem übergab, der recht richtet, – welcher selbst unsere Sünden an seinem Leibe auf dem Holze getragen hat« (1. Petr. 2,22-24).

»Den, der Sünde nicht kannte, hat Gott für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir Gottes Gerechtigkeit würden in ihm« (2. Kor. 5,21).

»Denn also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe« (Joh. 3,16).

Darum ist Jesus Christus der einzige Weg zu Gott, die einzige Möglichkeit, mit Gott versöhnt zu werden. Er sagt von sich:

»Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater, als nur durch mich« (Joh. 14,6).

»Es ist in keinem anderen das Heil; denn auch kein anderer Name ist unter dem Himmel, der unter den Menschen gegeben ist, in welchem wir errettet werden müssen« (Apg. 4,12).

Glauben – was heißt das?

Das Opfer Jesu Christi wird aber nicht automatisch jedem Menschen angerechnet. Die Voraussetzung für die Vergebung der Sünden ist der persönliche Glaube an Jesus Christus.

Glaube ist nicht nur ein Für-wahr-halten von Tatsachen, sondern ein überzeugtes Gott-recht-geben und völliges Vertrauen auf Gottes Zusage.

Zuerst gebe ich Gott recht, indem ich bekenne,

- daß ich ein Sünder bin,
- daß ich als gerechten Lohn für meine Sünden die ewige Verdammnis verdient habe.

Glauben heißt danach aber auch, mich einzig auf den Herrn Jesus und Sein Werk zu stützen und die zugesprochene Vergebung der Sünden dankbar anzunehmen.

Christus, der nicht lügen kann, auf dessen Wort ich mich also absolut verlassen kann, sagt:

»Wer mein Wort hört und glaubt dem, der mich gesandt hat, hat ewiges Leben und kommt nicht ins Gericht, sondern er ist aus dem Tode in das Leben übergegangen« (Joh. 5,24).

»Wenn wir unsere Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht, daß er uns die Sünden vergibt und uns reinigt von aller Ungerechtigkeit« (1. Joh. 1,9).

Praktisch sieht das so aus:

1. Im Gebet Gott meinen sündigen Zustand und meine Sünden bekennen.
2. Gott um Vergebung bitten.
3. Gottes Zusage der Vergebung durch das Opfer Jesu Christi im Glauben annehmen und Ihm für die für mich vollbrachte Erlösung danken.

4. Jesus Christus als Herrn meines Lebens anerkennen und Ihm die Führung meines Lebens anvertrauen.

In dem Augenblick, wo ich aufrichtig zu Gott umkehre, meine Schuld bekenne und im Vertrauen auf das Blut des Herrn Jesus Seine Vergebung annehme, bewirkt Gott in mir eine »neue Geburt« (Joh. 3,5).

Damit schenkt Gott mir unter anderem:

- Erlösung (Eph. 1,7; 1. Petr. 1,18.19)
- Vergebung (Eph. 1,7; 1. Joh. 1,9)
- Rechtfertigung (Röm. 3,23-28; 5,1)
- Gotteskindschaft (Joh. 1,12; 1. Joh. 3,1)
- ewiges Leben (Joh. 3,14-16; 5,24; 6,40; 10,27-29)

Wie lebe ich als Christ?

Dieses von Gott geschenkte neue Leben muß nun genährt, gestärkt und gepflegt werden.

Kennzeichen eines gesunden Glaubenslebens:

1. Lesen und Studieren der Bibel. Die Bibel ist das verbindliche, inspirierte Wort Gottes. Sie ist der Maßstab und die Nahrung des neuen Lebens. Gott spricht durch dieses Buch zu uns und möchte uns mit dem Reichtum der ewigen Dinge und mit Seinen Gedanken und Absichten vertraut machen.
So wie unser Körper regelmäßig Speise benötigt, um wachsen und funktionieren zu können, braucht das geistliche Leben das Wort Gottes als Nahrung zu einem gesunden Wachstum (1. Petr. 2,2; 2. Tim. 3,15-17).
2. Beten. Gott redet durch Sein Wort zu uns und wir dürfen im Gebet zu Ihm sprechen und unseren Dank,

unsere Anbetung, Bitten und Anliegen ausdrücken. Gott hört und erhört Gebet. Wir können zu jeder Zeit und in jeder Situation beten, sollten aber auf jeden Fall den Tag mit Gebet beginnen und beenden (1. Thess. 5,17; Eph. 6,18).

3. Gemeinschaft pflegen. Der Christ ist kein Einzelgänger sondern gehört zur Schar derer, die als Erlöste die Kirche oder Gemeinde Gottes bilden. Diese Gemeinde wird in der Bibel auch mit einem Leib verglichen, an welchem jeder von neuem Geborene ein Glied ist und eine bestimmte Aufgabe hat.

Die Gemeinschaft mit Christen, die Jesus Christus als ihren Retter und Herrn kennen und lieben und die Bibel ohne Einschränkung als alleinigen Maßstab für ihr Leben anerkennen, ist deshalb ein weiteres, wichtiges Element im Leben eines Christen (1. Kor. 12,12; Hebr. 10,25).

4. Den Herrn bekennen. Der Glaube soll in unseren Worten und Taten zum Ausdruck kommen. Christsein ist keine Privatsache. Gott möchte, daß wir uns eindeutig auf Seine Seite stellen und unseren Mitmenschen durch Wort und Tat ein Wegweiser zu Jesus Christus sind.

Dieser Welt, die unseren Herrn Jesus gekreuzigt hat, dürfen wir die Frohe Botschaft von der Liebe Gottes in Jesus Christus weitersagen (Matth. 10,32; Röm. 10,8-10).

»So sind wir nun Gesandte für Christum, als ob Gott durch uns ermahnte; wir bitten an Christi Statt: Laßt euch versöhnen mit Gott!« (2. Kor. 5,20).

»Seid aber jederzeit bereit zur Verantwortung gegen jeden, der Rechenschaft fordert wegen der Hoffnung, die in euch ist« (1. Petr. 3,15).